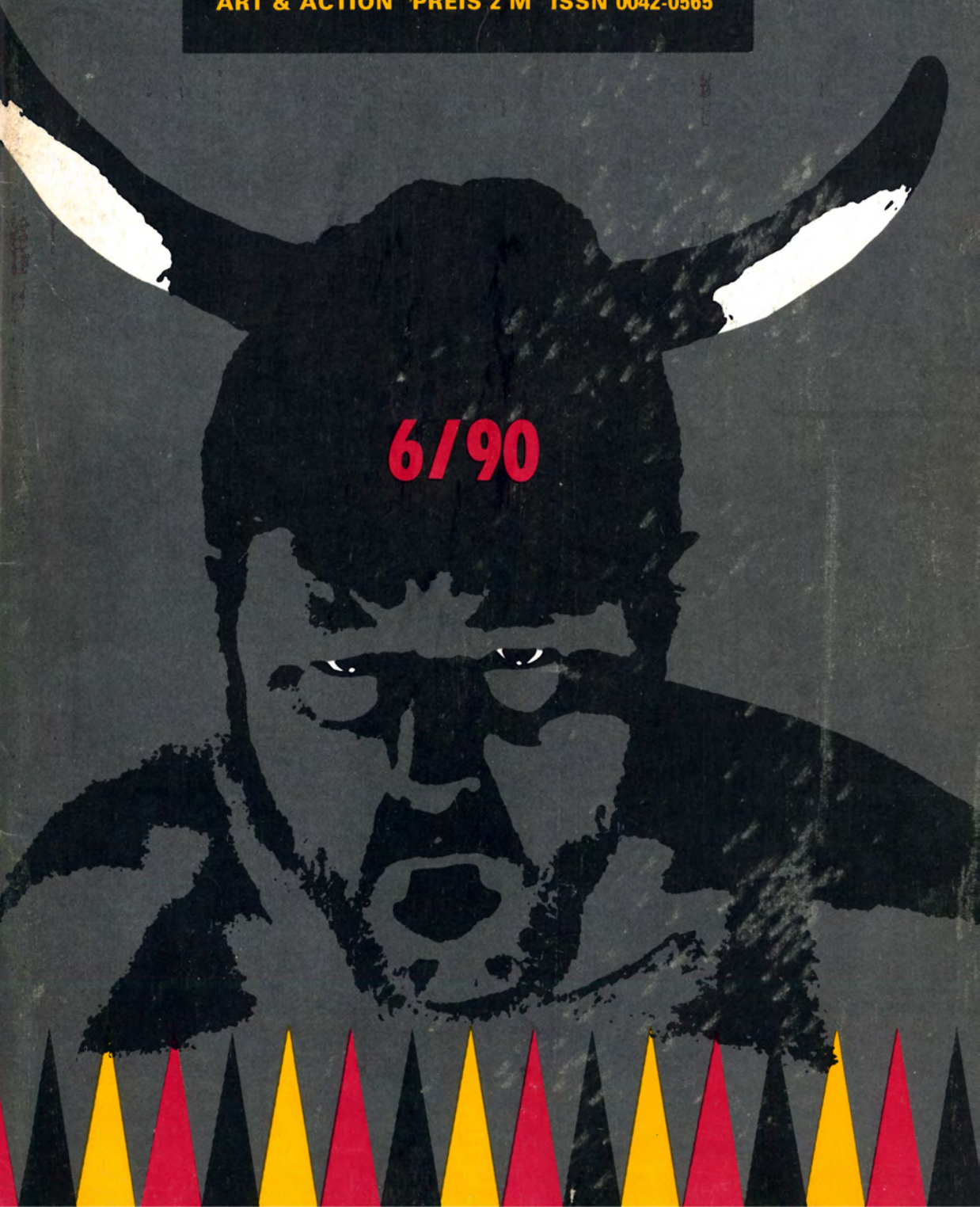


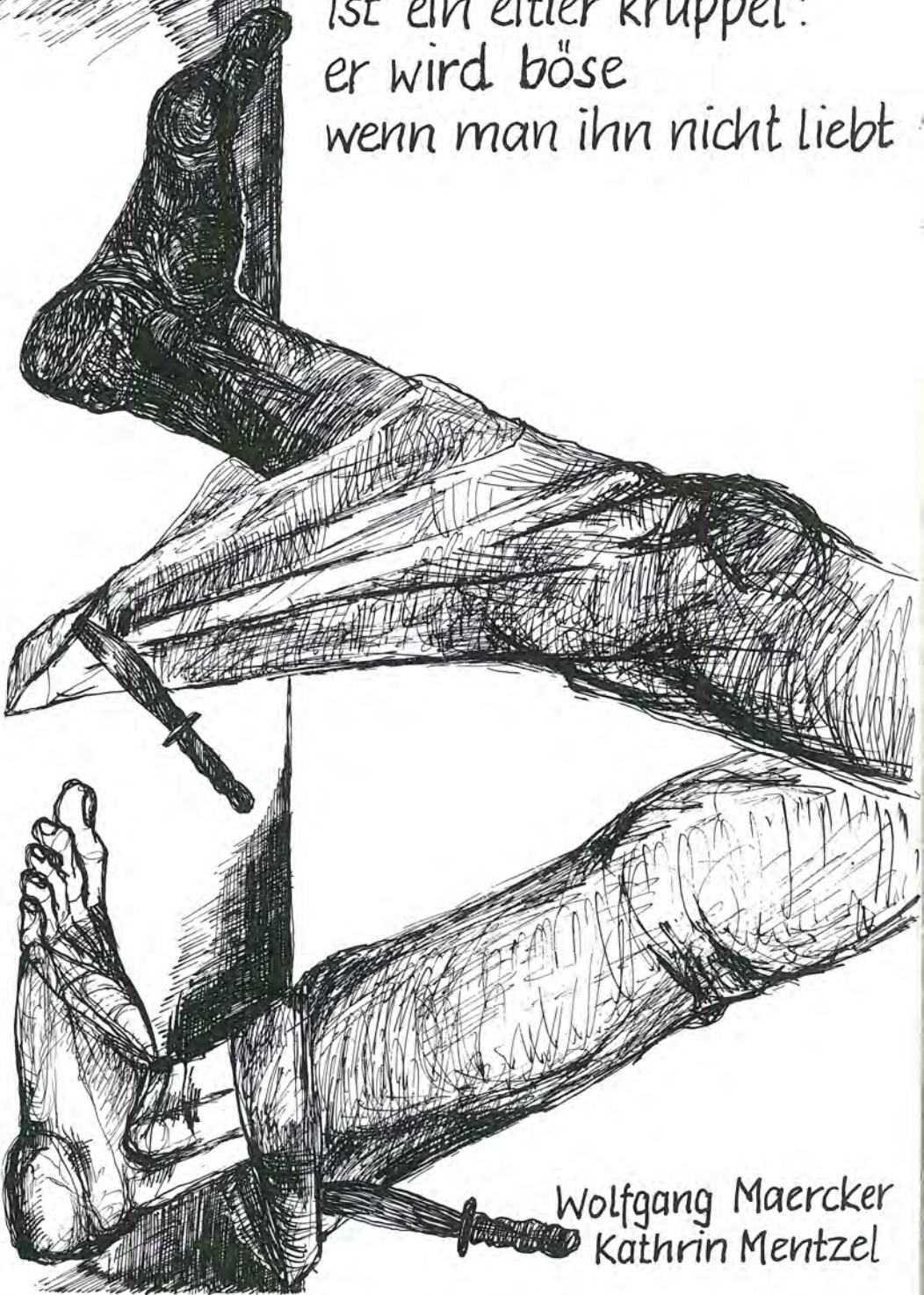
# JOURNAL

ART & ACTION PREIS 2 M ISSN 0042-0565

6/90



der vogel zukunft  
ist ein eitler krüppel:  
er wird böse  
wenn man ihn nicht liebt



Wolfgang Maercker  
Kathrin Mentzel

**DAS INTERVIEW**

1 mit Leo und Alexander vom Büro Tacheles

**KLEINE BÜHNE**

- 5 Kabarett gewendet (3)
- 9 Das Metzgermusical in der UFA-Fabrik
- 9 Tucholsky-Abend in Zürich
- 11 Stalin-Komödie im Potsdamer Kabarett
- 13 Theatermanufaktur »Der Drache«

**WORKSHOP**

- 14 Junge Kunst III in der Akademie
- 19 Erster gesamt-berliner Nachwuchsförderpreis

**ART**

20 ROCl im Ohr

**DEBATTE**

23 Wir reparieren uns zu Tode

**MUSIK**

28 Bands: Kaltfront

**ACTION**

30 Alter-naive Spinner . . .

**FIDELITÄS**

- 33 Sex aus der Kitschpostille
- 34 Ein kurzer Traum von nackter Unschuld
- 36 Auf dem Weg zur nackten Normalität
- 39 Cartoon
- 40 Nacktheit als Volkseigentum
- 43 Ein bißchen Sünde

**ANZEIGEN**

**NACHLESE**

48 Frankfurter Musikmesse

**MEDIENKRITIK**

49 Radio · LP-Information

**SPOT**

52 Red Hot Chilie Peppers



# Leben in der Ruine

Dieses Haus hier in der Oranienburger Straße (Foto Seite 22, die Red.) gilt eigentlich als Ruine. Sie soll abgerissen werden. Aber ihr seid hier, um ein Kulturzentrum einzurichten. Kannst du mal sagen, wer ihr seid und welche Konzeption ihr überhaupt habt mit diesem Haus?

**Wir wollen in Berlin eine Begegnungsstätte bauen in der Kunst stattfindet, die Möglichkeiten zur Kommunikation schafft. Das ist so der äußere Rahmen.**

Das kann man ja überall machen, das ist ja nichts besonderes. Aber warum gerade dieses Haus? Wie seid ihr denn überhaupt auf diese absonderliche – von meiner Warte aus betrachtet – absonderliche Idee gekommen, gerade dieses Haus zu nehmen?

**Wir haben uns dieses Haus ausgesucht, weil nicht mehr viel übrig bleibt. Es ist eines der wenigen Häuser in Berlin, die keinen Besitzer haben. Wir meinen, daß wir uns das Recht rausnehmen können, uns dieses Haus für dieses Anliegen zu nehmen.**

Wie habt ihr denn rausgekriegt, daß hier kein Besitzer vorhanden ist?

IMPRESSUM

Redaktionsschluss: 17. 4. 90 □ Verlagsort Berlin, Jahrgang 1 (34) □ Herausgeber: Henschel Verlag GmbH; Geschäftsführer: Kuno Mittelstädt □ Oranienburger Straße 67/68, PF 114, Berlin, DDR – 1040 □ Telex Berlin 112302 □ Redaktion: Dr. Undine Hofmann (Chefredakteur), Helmut Fensch Tel.: 287 93 31 □ Inge Kreuzer Tel.: 287 93 14 (Sekretariat) □ Titel und Rücktitel: Harald Rautenberg □ Gestaltung: Karen Wohlgemuth □ Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1044 □ Anzeigen: für das Gebiet der DDR alle Anzeigenannahmestellen der DDR für Bevölkerungsanzeigen, Wirtschaftsanzeigen über VEB Verlag Technik, Oranienburger Str. 13–14, PSF 201, Berlin DDR – 1020; für BRD und Ausland über VAGEDES + PARTNER GmbH, Spadenteich 4–5, D – 2000 Hamburg 1, Telefax: 040-2802737 □ Preis: Einzelheft 2,- M/DM □ Abonnement: Jahresbezugspreis DDR: 24,- M; Osteuropa: entsprechend Katalog Buchexport; BRD/WB und übr. westl. Ausland: 24,- DM über Henschel-Leserservice, PF 103245, D – 2000 Hamburg 1, Tel.: 040-230992. Die Abonnementsgebühr ist jeweils im voraus zu entrichten. Ein Abonnement gilt mindestens für 1 Jahr. Es verlängert sich um diesen Bezugszeitraum, wenn es nicht bis 6 Wochen vor Ablauf schriftlich gekündigt wurde. Bei Nichterscheinen/-zustellung infolge höherer Gewalt kein Anspruch auf Nachlieferung/Rückterstattung gezahlter Bezugsgebühren. □ Satz und Druck: Druckhaus Schwerin □ III-16-8 AN (EDV) 71313.

**Da außer Abrissarbeiten und Sprengarbeiten nichts passierte, lag das auf der Hand.**

Ist denn irgendjemand zu euch gekommen, sagen wir mal Volkspolizei oder KWV oder Magistratsvertreter, um mit euch darüber zu reden, daß es sowieso sinnlos ist, hier irgendetwas aufbauen zu wollen?

**Also eigentlich stoßen wir auf vollstes Verständnis. Lediglich der Betrieb, der den Abriss besorgen soll, versucht natürlich seine Interessen durchzusetzen. Nun wurde geprüft, ob der Abriss notwendig ist, und daraufhin Baustop erteilt – wegen Denkmalschutz-Verdacht.**

Wenn das Haus unter Denkmalschutz stünde, dann muß es ja sowieso wieder aufgebaut werden.

**Zumindest die Außenfassade muß hergerichtet werden. Den Aufbau, den müssen wir irgendwie selbst übernehmen.**

Habt ihr denn Unterstützung dabei. Das ist doch ein enormer Aufwand an Investitionen, an Baumaterial und an Leuten natürlich.

**Naja, erstens liegt genug rum und Leute sind auch genug da. Das ist eigentlich nicht das Problem.**

Kannst du euer Unternehmen mal vorstellen? Wer gehört dazu, was ist das für eine Gruppe?

**Ausgegangen ist es von Tacheles. Tacheles ist eine Kunst-richtung, eine Kultur, die davon ausgeht, daß man durch Offenheit einfach weiterkommt. Die Dinge sollen beim Namen genannt und praktisch sofort umgesetzt werden, ohne vorherige große Theorien oder Absprachen, die erfahrungsgemäß nur aufhalten. Es geht darum, Kunst zu machen, das Leben mittels Kunst zu interpretieren.**

Was habt ihr denn da an konkreten Beispielen hier im Haus?

**Wie meinst du das jetzt, konkrete Beispiele?**

Was kann man hier erleben?

**Also im Grunde ist es hier Tag und Nacht offen. Wer uns tagsüber besuchen möchte und besichtigen möchte, kann es eigentlich tun. Er wird Leuten, die hier arbeiten, bei der Arbeit zugucken können und wird dabei etwas erleben. Und jeden Sonnabend machen wir ein Fest, da versuchen wir, uns ein bißchen konkreter und gesammelter vorzustellen. Man kann es schlecht erzählen. Man muß es wirklich erleben, weil es eben auch eine sehr erlebnisreiche Sache ist. Da gibt es Objekte, die klingeln oder klappern, stille Wände, Farben. In der obersten Etage finden Musikveranstaltungen statt und Theaterveranstaltungen, Tanz, alles mögliche. Eigentlich ist es so, daß jeder, der eine gute Idee hat, hier eingeladen ist, die umzusetzen. Und jemand, der was sehen will, was er bisher noch nicht gesehen hat, soll kommen.**

Da gibt es ja nun das ehemalige Camera-Kino, was passiert damit?

**Film wird auch wieder gezeigt. Wir haben jetzt eine Anlage besorgt, und demnächst werden 35 mm Filme laufen, vielleicht auch die Filme, die sonst schwierig ein Publikum finden. Kunst muß ja erst einmal erlebt werden, bevor man sie versteht, man muß an die Erfahrung herankommen. Und wenn man das Stück für Stückchen macht, dann kann man eine völlig neue Kultur aufbauen. Die Struktur dieses Gebäudes bietet die Möglichkeit, ein**

**kulturelles Verständnis und ein kulturelles Bild aufzubauen und zu reproduzieren, von dem, was auch in der Stadt passiert. Und gerade dieses Scheunenviertel und hier diese Gegend ist ein besonderer kultureller Punkt.**

Nun denkt ihr sicherlich nicht nur daran, die Ostberliner Alternativ-Enklave zu sein? Es gibt ja bestimmt Projekte, die man mit Westberlinern zusammen realisieren kann. Wie sieht es aus mit der Gesamtberliner Kulturszene?

**Wir streben eine internationale Kulturszene an, die sich natürlich in erster Linie zwischen Ostberlinern und Westberlinern aufbauen wird. Wir praktizieren eine Art Joint venture. Und das ist ja auch wichtig. Die DDR, die Menschen in der DDR haben ja eine eigene Kulturentwicklung hinter sich, d. h. sie haben zu ganz bestimmten Dingen auch eine andere Auffassung als Leute aus der Bundesrepublik. Und um Völker zusammenwachsen zu lassen, muß man natürlich ein Kulturverständnis aufbringen. Und dieses Kulturverständnis entwickelt sich am besten bei einer kreativen Zusammenarbeit. Hinzu werden auch Franzosen, Italiener kommen, wer auch immer. Wir wollen es schaffen, uns so zu integrieren, daß die Menschen miteinander leben können, von uns auch eine Vorbildwirkung ausgeht. Wir wollen eine Alternative bieten zu dem, was derzeit noch ziemlich schwach ist. Vertrauen muß aufgebaut werden. Ich meine, daß in den Köpfen der Leute hierzulande ein starker Glaube an Menschlichkeit vorhanden ist, das ist wichtig, um die Zukunft auch zu bewältigen, die vor uns steht.**

Also heute ist Sonnabend, heute macht ihr euer Fest. Beschreib doch mal kurz, was heute abend passieren wird, hier, in dem Haus.

**Das Kulturzentrum Tacheles bietet Ausstellungen, Aktionskunst und Musikveranstaltungen mit Gruppen. Gruppen aus Westberlin. Momentan ist die Szene so hier, daß sich erst mal das Berliner Bild widerspiegelt. Und das läuft eigentlich jetzt im ganzen Haus. Zum Anfang war es nur in einem kleinen Teil, jetzt ist es im ganzen Haus.**

Besteht keine Gefahr, daß man irgendwo durch die Decke segelt? Ist alles okay?

**Also die Wege sind schon soweit gesichert, daß keine Gefahr besteht. Jeder trägt natürlich auch eigene Verantwortung. Wir können nur die Gefahrenstellen kennzeichnen und absichern. Aber die Ruine, das kann ich mit Sicherheit sagen, ich habe schon ein Haus aufgebaut, besitzt eine feste Statik. Wir haben keine Lust für ein Objekt zu arbeiten, wo letzten Endes alles plastebezogen ist. Es gilt mit den Dingen zu arbeiten, die vorhanden sind.**

**Ich will nicht sagen, daß wir Recycling-Kunst machen – aber das käme dort hin. Manchmal steckt enorm viel Schönheit in dem, was man wegwirft. So gesehen richtet sich unsere Arbeit auch gegen das Konsum-Denken und ist ökonomisch. Künftig müssen wir uns ja irgendwie beschränken. Und da beschränken wir uns in dem**

**Verbrauch von Dingen.** Wir meinen immer, etwas Neues zu brauchen und in Wirklichkeit müssen wir nur den Sinn in den alten Dingen wiederfinden. Und die auf eine neue Ebene transponieren.

Soweit ich weiß, war das doch hier früher ein Warenhaus. Nehmen wir mal an, der ehemaliger Besitzer kommt eines Tages vorbei und steht vor der Tür und sagt, Moment mal, das ist meins, ich habe die Urkunde dabei. Ich möchte hier wieder dieses Warenhaus aufbauen.

**Besitzer kann es für uns eigentlich keinen geben, außer der Stadt Berlin.** Dieses Grundstück ist irgendwann enteignet worden. Die Frage ist nur, ob das rechtskräftig ist. Aber das ist es ja, letztendlich würde es dahin führen, daß auch der Besitz in Sudetendeutschland wieder geholt wird. So ein Recht ist für unsere Begriffe Teil einer Annektionspolitik. Und wir sind hier alle in dem Land großgeworden, wir haben unsere Vorstellungen, wir wollen es anders machen, wir sind am Umbruch und brauchen natürlich auch Objekte und Grund und Boden. Und ich glaube, daß jedem DDR-Bürger Grund und Boden zusteht. In der DDR wurde bisher die Erfahrung gemacht, daß Kultur immer abhängig ist von Institutionen, von Geldgebern und von Räumlichkeiten. Und diese Abhängigkeit würde ja sofort in der neuen Zeit wieder bestehen; wenn hier ein Eigentümer darauf bestünde, ein Warenhaus zu machen. Es ist ja schön und gut so ein Warenhaus, aber das hieße, daß die Kultur, also diese Art Kultur, die wir meinen, keinen Raum, keinen Platz mehr hätte. Und den brauchen wir einfach, weil sich die Leute hier frei entfalten können.

Also hier passiert eine Art von Freiheit, die sonst nirgends zu finden ist. Und auch, ich möchte sagen, deplaziert wäre. Also ich kann nicht in den Friedrichstadtpalast gehen, weil das ein Ort ist, wo eben nur bestimmte Sachen gemacht werden können.

Also ihr wollt auf keinen Fall eine Million investieren, woher das Geld auch immer kommt?

**Doch.**

Aber dann könnt ihr euch nicht als illusionäre alternaive Spinner bezeichnen. Wenn man sich dieses Haus mal so anguckt, weiß man doch, daß da eigentlich nichts zu machen ist.

**Das ist eben die Frage, ob da nichts zu machen ist. Allein in die Ruine, die jetzt noch steht, könnte man soviel Geld investieren, daß sie stehen bleibt.** Denn das ist eine Ruine, an deren Stirnwand steht: Nie wieder Krieg. Und das seitdem der Krieg vorbei ist. Diese Nachricht ist eine Botschaft, die allein schon stehen bleiben muß, weil – so glaube ich – in vielen Köpfen der Menschen die Angst vor dem Krieg da ist. Wir sollten diesen Gedanken wachhalten. Nie wieder Krieg.

Und dann geht es weiter. Die Camera selbst – man kann eine Menge machen, ohne Investitionen. Und wenn Geld reinkommt, sei es durch Veranstaltungen oder wenn jemand was spendet für die Camera, dann kann man sich natürlich erweitern, daß heißt ja nicht, daß wir uns nicht vervollkommen wollen, wofür wir natürlich Mittel brau-

chen. Wir brauchen ein Studio, wir brauchen – Geld brauchen wir immer. Aber wir sind bereit, es auch alles ohne dieses Geld trotzdem zu tun.

**Wir sind Musiker.** Wir beschäftigen uns schon seit drei Jahren mit Musik. Also mit Tacheles auf dem musikalischen Sektor.

Wieso kenn' ich euch nicht?

**Warum? Weil wir bisher noch kein Haus hatten.** Wir schöpfen aus der eigenen Erfahrung. Das ist ein ziemlich schwerer Weg. Und wer kein Geld hat, der kommt eben kaum hoch oder ganz schwer. Und deswegen so ein Haus wie hier, wo jeder die Möglichkeit hat, sich zu präsentieren.

Tom, du bist aus Westberlin. Was machst du dort, was hier?

Ich arbeite mit drei Leuten zusammen, im »Unwahr«. »Unwahr« ist keine Galerie, ist auch kein Atelier, es ist einfach ein Raum, in dem sich Künstler treffen und von dort aus mit dem Material oder mit den Gegebenheiten halt arbeiten. Vor zwei Jahren waren wir schon im Stuttgarter Hof beteiligt, das war ein ähnliches Haus in Westberlin, viel kleiner als hier, auch zeitlich begrenzt. Das alte Hotel mit 80 Räumen bekam eine ähnliche Funktion, wie es dieses Haus schon hat oder haben wird. Wir sind hier dazu gestoßen, weil wir Räume suchten, in denen wir frei arbeiten können, ein Haus suchten, in dem wir auch ohne jegliche Beschränkung durch das Geld – die Miete erdrückt einen einfach, wenn man in Westberlin Räume haben will – arbeiten wollten.

So ein Kulturzentrum in der Mitte Berlins, das freie Betätigungsformen ermöglicht, wäre wichtig. Wir wollen keine Situation, wie sie in Westberlin herrscht. Am Kudamm gibt es 15 bis 20 tonangebende Galerien, die aber nicht mehr Kunst verkaufen, also vom Verkaufen abgesehen, sondern Wertanlagen, es gehen Leute hin, die halt in fünf Jahren das doppelte für ihr Geld haben wollen. Und in diesen Galerien kriegen sie sowas auch, aber das hat dann eigentlich nichts mehr mit Kultur zu tun. Es wäre verhängnisvoll, wenn das hier auf Geheiß und Verderb genauso läuft wie im Westen, daß alles nur vom Geld abhängt.

Du meinst, daß hier ein Berliner alternatives Kulturzentrum entstehen könnte, was möglicherweise irgendwann auch mal vom bildenden Magistrat oder vom Senat – wie das Gremium auch immer heißen wird – Unterstützung bekommt. Wie sieht denn deine Perspektive aus für die nächsten – sagen wir mal – sechs, sieben Monate in diesem Haus hier?

**Der Sommer wird für uns halt nicht entspannend.** Da muß viel gearbeitet werden. Denn es ist klar, daß wir das Haus auch über den nächsten Winter – wie soll ich sagen – bearbeiten, bespielen können, also daß Möglichkeiten der Arbeit da sind. Es ist viel Arbeit.

Ist denn die Westberliner Szene so heiß auf dieses Haus. Hat sich das schon so rumgesprochen?

**Konnte man bisher noch nicht sagen.** Ich weiß nicht, was die Leute im Westen so treiben. Ich bin jetzt oft hier, nur die Resonanz ist noch nicht so groß. Die Westberliner

**Szene – ich weiß nicht, ob die wirklich existiert. Also jetzt durch den Wegfall der Mauer wird Berlin vielleicht mal eine Weltstadt, weil zwei Dörfer zusammenkommen, nur vorher konnte man nicht sagen, daß in Berlin so großartig kreativ gearbeitet wurde. Das kann ich wirklich nicht sagen.**

## Wenig später in der Ziegelstraße.

Herr Ledderboge, das Tiefbaukombinat Berlin-Mitte soll das Gebäude in der Oranienburger abreißen. Sie tragen die Verantwortung?

**Ich bin hier Baustellendirektor, angestellt bei der Baudirektion Hauptstadt Berlin. Mein Bereich umfaßt die Friedrichstraße Nord, d. h. von der Spree bis zur Wilhelm-Pieck-Straße. Ich habe den Auftrag, die Neubauten hier einschließlich Versorgungsleitungen und Straßenbau zu errichten.**

Was halten Sie eigentlich von dem Tacheles-Projekt?

**Das Unternehmen, dort ein Kulturzentrum zu schaffen oder überhaupt ein Kulturzentrum, find' ich nicht schlecht. Aber die Leute, die dieses Gebäude seit 13. Februar besetzt halten, sind immer noch überzeugt, daß aus dieser Ruine noch etwas Brauchbares zu machen ist. Das kann man natürlich technisch machen, aber mit sehr hohem Aufwand. Die Kosten für die Wiederherstellung dieses Gebäudes würden ungefähr das Drei- bis Vierfache eines Neubaus betragen. Das in den Jahren 1904–1906 errichtete imposante Bauwerk war eine der ersten Stahlbetonbauten in Deutschland. Im Krieg ist es total zerstört worden, ist komplett ausgebrannt. In den 60er Jahren wurde ein erstes Gutachten von sehr bekannten Baustatikern vorgelegt, aus dem hervorgeht, daß dieses Gebäude den heutigen Anforderungen nicht mehr standhält. Hätte man in den 50er Jahren dort Notdächer raufgebracht, wäre vieles noch günstiger gewesen.**

Aber es war doch sehr schwierig, das Haus abzureißen. Es ist doch so stabil, daß man es gar nicht abreißen konnte?

**In den 70er Jahren hat das Tiefbaukombinat es versucht, sich noch mal projektierungsmäßig dort zu etablieren. Aber 1977 wurde eine Katastrophenspernung gegeben – da sind nämlich einige Decken runtergekommen. Da wurde dann auch durch eine Expertenkommission nachgewiesen, daß es sehr schwierig ist, diese Konstruktion zu halten. Und man hat auch bestätigt, daß die Standsicherheit des Gebäudes nicht mehr gewährleistet ist.**

Also ist es eigentlich lebensgefährlich dort drin zu sein?

**Ja, das stimmt. Wir haben dann auf Beschluß des Magistrats zwischen 1980–82 den Abriß eines Großteils der Gebäude vorgenommen. Einzelne Gebäudeteile wurden so gesprengt und abgetragen, daß nicht so viel im Umfeld zerstört wird.**

Wie geht das nun weiter? Das Kulturzentrum möchte da drin bleiben und Sie wollen es abreißen.

**Ja, das sieht so aus. Wir haben eigentlich von der Staatlichen Bauaufsicht noch für einige Jahre die untergeordnete Nutzung des Teiles in der Oranienburger Straße zugesprochen bekommen, weil der Teil nicht so mitgenommen war. Aber das war nur befristet auf zehn Jahre. Seit '87 steht der Abriß auf dem Plan. Aber aus Kapazitätsgründen hat das Tiefbaukombinat immer andere Aufgaben vorziehen müssen.**

Also abgerissen wird auf jeden Fall?! Eines Tages.  
**Wir haben seit der Besetzung zwei Aussprachen mit den Tacheles-Vertretern gehabt. Wir haben ihnen nochmals vorgeführt, welche Gefahren bestehen, in die sie sich jetzt begeben. Das Haus ist baupolizeilich gesperrt. Die letzte Aussprache mit der Gruppe und auch mit Statikern von der Freien Universität aus Westberlin hat eigentlich unsere Argumente noch mal bestärkt, daß man sehr große Kosten aufbringen müßte, um diese Konstruktion zu sanieren.**

**Durch die Forderungen der Gruppe, einen Teil des Gebäudes als Denkmal anzumelden, müssen wir natürlich die Reaktionen abwarten. Hinzu kamen jüngste weitere Hinweise und Vorschläge, die gesamte Spandauer Vorstadt, also auch das umstrittene Gebäude zu erhalten.**

Das heißt mit anderen Worten, daß die Gruppe Tacheles da zunächst noch ein, zwei Jahre drin bleiben könnte.

**Nein, das würde ich denen auf keinen Fall raten, sie stehen wirklich unter Lebensgefahr. Und wir haben auch nochmals über den Magistrat Schritte eingeleitet, daß endgültige Entscheidungen getroffen werden. Wir müssen ja in der Friedrichstraße weiterbauen, es steht im nächsten Jahr im Zusammenhang mit der Fertigstellung einer geplanten Verbindungsstraße auch die Gasleistungsanierung bevor. Außerdem wird 1992 die Weidendammer Brücke rekonstruiert. Das bedeutet auch eine Vollsperrung für den Verkehr und große Umfahrung. Dazu wird auch diese neue Straße gebraucht, dieser Durchbruch Neue Oranienburger Straße, einschließlich Straßenbahn. Wir machen den Vorschlag, und so haben wir das bei der letzten Beratung mit den Vertretern von Tacheles auch zum Ausdruck gebracht, daß wir ein neues Gebäude errichten, mit den Auflagen des Städtebaus, daß solche Fassaden, die also wirklich sehr ansprechend in der Vergangenheit waren, wieder mit zu bauen sind. Und damit könnte man denn auch entscheiden, wer als Nutzer in ein solches Gebäude reinkommt. Aber hier steht die Frage zwischen 80 und 200 Millionen auf der Tagesordnung . . .**

Danke.

# Kabarett tobenerweg (3)

## Mühe mit den Tabus?

Die alten kabarettistischen Mittel sind nun gescheitert. Sie waren auf den Zensor einerseits und andererseits auf eine verfestigte politische Szene eingerichtet. Auf einmal darf man alles, doch auf eine gewisse Weise wirken die alten Tabus immer noch. Alles, was bisher listig in den Hintergrund geschmuggelt war, wird nun vordergründig gemacht. Man rechnet teils sogar in sarkastischen Tönen mit der erlittenen Vergangenheit ab. Man flüchtet sich damit natürlich auf die sichere Seite. Etwas bequem ist das schon für einen Kabarettisten. Erstaunlicherweise scheint es aber auch schon wieder neue Tabus zu geben, denn die neuen politischen Gruppierungen sind bislang weitestgehend ungeschoren geblieben. Dabei hat uns selbst in den stürmischsten Zeiten die Realsatire nie verlassen. Man begnügt sich in der Regel damit, hier und da mal freundlich über aberwitzige Aktualitäten zu spotten. Doch damit kann ich nicht warm werden. Da ist es nicht verwunderlich, daß sich die Kabarettis im einzelnen mit neuen Programmen schwer tun. **Die Leipziger Pfeffermüller** gestehen seit Jahreswechsel: »Nun stehen wir da.« Recht haben sie. Dieses Reprise-Programm ist wahrhaftig leidgeprüft. Immer wieder hat man es überarbeiten müssen, weil das Tagesgeschehen ihnen davongelaufen war. Doch die ausgedehnten Nachbesserungsarbeiten haben schließlich die ganze Reprise ramponiert. So ehrgeizig, wie die Nacharbeiten auch sind, sie können nicht darüberhinwegtäuschen, daß die Grundsituationen aus einer anderen Zeit stammen. Das Programm ist und bleibt ein Notbehelf.

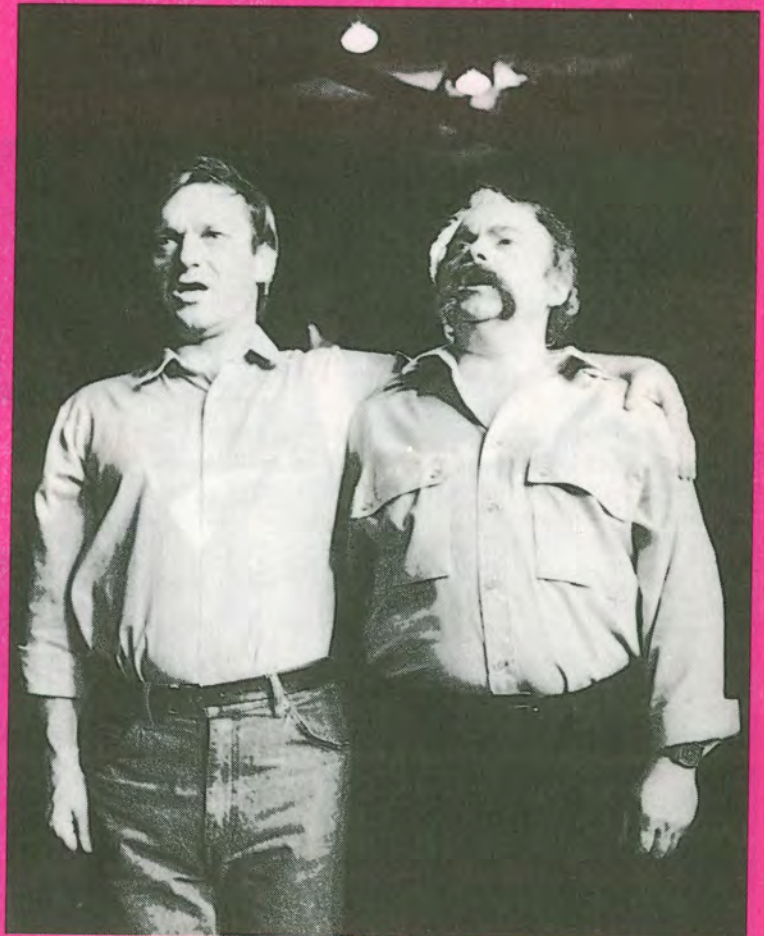
Die inzwischen allzu bekannte Po-

lizistenszene wirkt auf einmal recht selbstgefällig: Seht mal, was wir hier in Leipzig fertiggebracht haben! Ach, war das aufregend! Die Ausbesserungsarbeiten hinterließen hier eigentümliche Nahtstellen. Einerseits ist ein Stasi-Mann für die beiden Polizisten ein zu deckender »Kollege«, andererseits sprechen sie hämisch von Mielke-Buben, wenn von BFC-Fußballern die Rede ist. Da wechseln die Zeiten in der Szene, das Durcheinander wird groß. Was

wird noch so auf den Tisch gepackt? Lachend zeigt man auf die desolante Arbeitsmoral, verlodderte Wirtschaft, geisttötende Schulausbildung oder Verbrechen an der Wahrheit . . . Eine Szene stammt sogar von der Münchner Lach- und Schießgesellschaft. Die neuen Szenen und Lieder sind so stark nicht. Sie hinterlassen den Eindruck von Pflichtnummern: Dazu müssen wir auch noch . . . Am Thomaskirchhof zeigt man sich marktwirtschaftlichen Prinzi-

Die academixer Gunter Böhnke (rechts) und Burkhard Damrau mit »Schöne Gesellschaft«

Foto: Lüttig



pien durchaus gewogen. Man führt plausibel vor, daß eine Mark nur erarbeitet und nicht erschwindelt werden kann. Ein Pfarrer zeigt's dem Betriebsleiter mit Bibelzitate im Faustschen Versmaß. Das ist alles lustig und auch gut gespielt – so richtig Fuß fassen können die Kabarettisten jedoch in dieser Thematik mit ihrer Reprise nicht. Daß sich hieran das Publikum noch ergötzt, ist weniger als späte Genugtuung. Das ist Gegenwartsflucht. Und die machen die Kabarettisten nicht nur vor, sondern mit.

**Wolfgang Krause Zwieback** hat sein Programm »Und nun: Aufgehört« recht gut über den gesellschaftlichen Bruch retten können. Das liegt einfach daran, daß er mit Tabus nie Mühe gehabt hat. Er hat sie so deutlich umgangen, daß sie unüberhörbar blieben. Auch er sucht neue Wege. In der Messewoche führte der Paradiesvogel unter den DDR-Kabarettisten in der Leipziger Galerie »Augen Blick« eine

Performance vor. Am ersten Abend fand diese vor der Galerie ungebändigt und übermütig unter freiem Himmel statt. Nichts soll sicher vor seinen spontanen Eingebungen gewesen sein. Doch als ich am nächsten Abend kam, hatte Krause Zwieback sich wieder aufs Brett zurückgezogen. Die offene Form der letzten Programme hat eigentlich schon auf so einen Versuch hingearbeitet. Große Änderungen waren also nicht notwendig. Zudem ist seine Performance-Auffassung seiner Kabarett-Auffassung eng verbunden. Wieder praktiziert er die Kunst, vom Thema abzukommen, spielerisch mit den Manieren der Leute umzugehen oder die Welt surreal auf den Kopf zu stellen. Die ausgefeilte Arbeit mit dem Wort blieb hierbei Nebensache. Vieles war verblüffend. Beispielsweise, wie Krause Musik von einer Schallplatte las oder (das gleiche in grün) ein Buch aufschlug, das sogleich zu reden anfang. Auch wie er Baß

über ein Metronom und einen Synthesizer spielte, hatte beim Publikum viel Anklang gefunden. Ohne die versierte Unterstützung von Erwin Stache (Musik/Objekte) wäre dieser Abend nicht möglich gewesen. Staches Musik, Geräusche, Effekte und Krauses Aktionen waren untrennbar. Ein so organisches Zusammenspiel habe ich selten erlebt. Bei einer Rock/Pop-Parodie wurde der Leipziger Kabarettist deutlich: »Der Kopf wackelt auf dem Hals, als wär' von Stund an Freiertag.« Deutlicher wird er nie. Man muß schon ganz dabei sein. Der Applaus war reichlich, keine Mißverständnisse, lauter Übereinkunft. Hier waren die Insider unter sich. Dagegen waren die **academixer** natürlich eher konventionell. Dennoch konnte man neue Züge entdecken. Bei ihnen hat man das Gefühl, es gäbe gar keine Tabus. Das liegt einfach daran, daß in diesem Programm die »große Politik« am »kleinen Mann« gemessen





wird. Das Programm hieß »Schöne Gesellschaft« und war im Verlauf des Herbstes entstanden. Viel hatte man verwerfen müssen, weil die Ereignisse rücksichtslos darüberhinweggefegt waren. Dann hatte noch die ins Programm einbezogene Manon Staché das Weite im Westen gesucht. So wurde es mit Gunter Böhnke und Burkhard Damrau »Ohne drei, Spiel zwei«. Für mich war es das ehrlichste Kabarettprogramm, das ich in der letzten Zeit gesehen habe. Hier spielt man heiter das ganze politische Durcheinander einfach vor. Dabei entsteht eine Auseinandersetzung, die teils bis ins Persönliche reicht. Die nun schon wieder arg verfestigten Standpunkte werden durch Humor und Satire beweglich gemacht. Das Publikum bekommt sich selbst in den Blick, wird provoziert oder bestätigt. Ungeschoren kommt keiner wieder aus dem Mixer-Keller. Wohltuend war vor allem, daß man nicht schon wieder über alles Bescheid wußte. In den beiden Szenen am Stammtisch konnten Böhnke und Damrau ungehindert die Argumente von der Straße übernehmen, ohne damit identifiziert zu werden. Ihre gespielte Trunkenheit setzte ohnehin hinter jeden kraftvollen und grundsätzlichen Ausspruch ein Fragezeichen. Die eindrucksvollste Szene war aber der Stasi-Mann als Kabarettist. Na, die brauchen ja jetzt alle neue Berufe. Dieser jedenfalls fand die neue Zeit gar nicht so schlecht. Gegen die neue Offenheit hat er nichts einzuwenden: »Wenn das früher schon so offen gewesen wäre, wäre ich viel leichter an die Information gekommen.« Die Situation kippt, der umgeschulte Stasi-Mann kehrt sein Innerstes zunehmend nach außen; und das wird finster. Die »Wendestelle« hatte schon im Programm »Die Wende hoch« ihre mahnende Funktion bewiesen. Auch die Suche nach Verwandten im Westen, die man ja nun besuchen kann, wurde zum Thema. Wie man sieht, die Realsa-

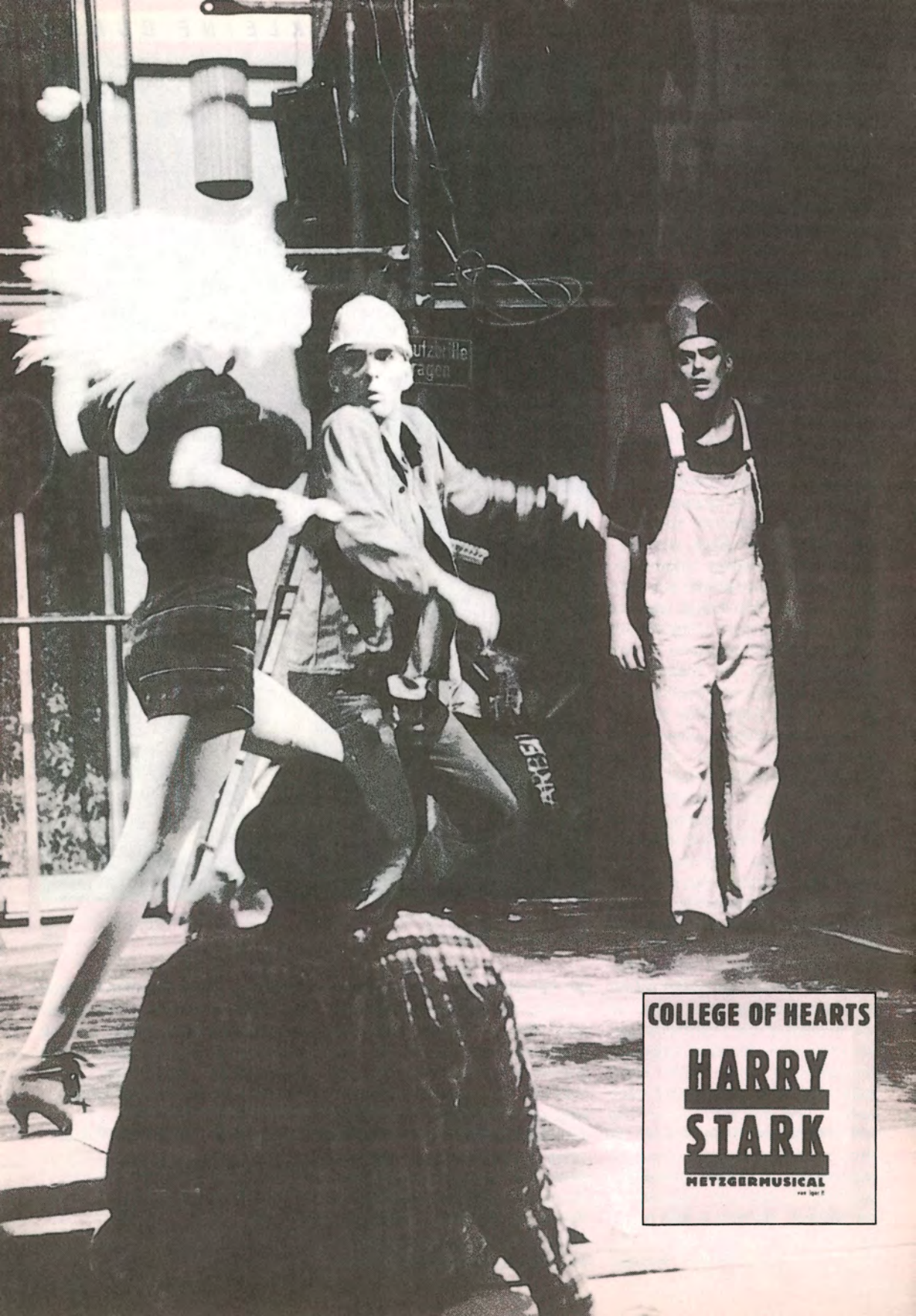


S. 6. Die Pfeffermühle mit »Nun steh'n wir da«; Wolfgang Krause Zwieback  
Fotos: Waldek; Bigalke

ture hat sich auch jetzt nicht verflüchtigt. Der Fall Schnur war an jenem Abend meines Besuches brandneu und schon ins Programm aufgenommen. Das wird man sich im Kabarett künftig nicht wegdenken können. Die noch bevorstehende Wahl war in das Bild eines Galopprennens gebracht. Aber die doppeldeutige Sache wurde immer eindeutiger. Man bediente nur noch den streitvollen Parteienkampf, das Rennen selbst war recht bald vergessen. Der An-

fang des Duos Böhnke/Damrau war kein schlechter. Das bestätigte der Applaus. Arbeit wird es aber noch kosten, bis beide richtig aufeinander eingespielt sind. Doch die Mühe wird sich lohnen.

HARALD PFEIFER



**COLLEGE OF HEARTS**

**HARRY  
STARK**

**HETZGERMUSICAL**

1998 Year 1

# Blutwurst

## Musiktheater COLLEGE OF HEARTS: »Harry Stark. Das Metzgermusical«

Nach dem Bienengrusrical nun das Metzgermusical. In der West-Berliner UFA-Fabrik ist es anzusehen. An Messer wetzenden Fleischerge-  
 gesellen vorbei begibt man sich in die Höhle des Geschehens, die Fleischerladen, Baustelle, Straße und Phantasieraum für eine Trivialstory von dampfender Güte abgibt. Bis zum wurstigen Inzest-Happyend führt ein blöd-sinniger Weg durch die abstrusen Normalitäten, Monstren und Mythen des Alltags. Es dreht sich alles um die Blutwurst, das 18jährige Gesellenstück des Metzgermeisters Stark. Dessen Sohn Harry, eine Art Hans-im-Glück-Verschnitt, stiehlt aus Verzeiwülfung den Fetisch, flieht nach Neujork, denn Metzger werden will er nicht. Die Brutalität einer Welt aus Dingen, Maschinen und Beton (den er schlucken muß), die natürlich unglückliche Liebe zur »Frau mit den drei Brüsten« unterm Galgen, Sex, Fraß und die Moral des trichinenlosen Fleisches – was braucht eine zur Perversion hochgetriebene Trivialgroteske über des kleinen Bürgers Dasein mehr. Nur kurz blitzt das Sentiment der Linie 1 hindurch, Harrys Wurstschicksal ist nicht aufzuhalten.

Die neun Schauspieler setzten ihren naturalistischen Mikrokosmos in Gang, nichts liegt da herum zwischen Bau-Gerüst und Kaufmannstresen, was nicht als Instrument geeignet ist, die Maschinerie spielt auf, gesungen wird im Hip-Hop-Chor, nicht alles kann man, nicht alles muß man verstehen. Die Bildhaftigkeit des Spektakels ist einprägsam, das visuell weitaus stärker wirkt als über die sprachlichen Vermittlungen. Gemessen an der verschrobenen Geschichte scheint mir der verbale Aufwand auch unnötig groß. Der Zwang der



in sich logischen Handlung, die abgearbeitet werden muß, zieht die Szenerien in die Länge. Da wären brutale Brüche und paradoxes Nebeneinander unverträglicher Bilder – gefaßt in die Szenenfolge einer Revue beispielsweise – verblüffender gewesen als das Mo-

saik umständlicher Personalromanzen. Die Sinnlichkeit einzelner Szenerien aber nimmt dennoch gefangen und bleibt einem wohl länger in Erinnerung als das Musical selbst.

J. J.

Fotos: Döring

## »...wir alle haben«

**Theater am Hechtplatz: »Wetter bedeckt. Ich auch.«** ■ Das kleine Haus in Zürich eroberte sich mit der erfrischenden Inszenierung von weniger bekannten Texten Kurt Tucholskys (Regie: Christoph Leimbacher; Dramaturgie: Giaco Schiesser) die Gunst von Publikum und Presse der Schweizer Metropole. Der Abend unterschied sich wohlthuend von den »aus Anlaß und zu Ehren von« veranstalteten üblichen Dichterehrungen, die uns alljährlich mit ihren Hommage-Ritualen überfallen und mit drohender Besinnlich-

keit in die Schulbank verweisen. Verzichtet wurde auf die gern (und allzu gern nur neckisch) gesungenen Chansons. Reminiszenzen an die 20er Jahre fanden nicht statt, die Seufzer im Parkett (ach ja, das waren noch Zeiten) blieben aus. Dafür war zu erleben: ein sacht provozierter Dialog mit einem vor 100 Jahren geborenen scharfsinnigen, sensitiven Mann und Schriftsteller.

Auf der Bühne sitzen elf junge Leute (Eleven der Diplomklasse der Schauspiel-Akademie Zürich) als agierendes Spiegelbild der Zuschauer, zwischen ihnen und dem



## KURT TUCHOLSKY

(Peter Panter, Theobald Tiger, Ignaz Wrobel, Kaspar Hauser)

h a b t :

l i e b t :

das Militär

die Vereinsmeierei

Rosentohl

den Mann, der immer in der  
Bahn die Zeitung mitliest

Lärm und Geräusch

„Deutschland“

Rauf Dambou

jeden tapfern Friedens-  
soldaten

ihnen gefasste Briefe

Rumpf

die Quartette der Frau, die  
er gerade liebt

Deutschland

eigentlichen Publikum erzählen, streiten, monologisieren, singen Udo Samel, Maja Stolle, Christoph Hofrichter und Dancia Kupkovic. Präzise im Spiel zwischen Distanz und Identifikation geben sie das spannungsvolle Verhältnis vergangenen und gegenwärtigen Menschenlebens, auf die auch die Auswahl insistiert. Versenkungen ins Historische und plumpe Übertragungen ins Heute werden vermieden. Die für dieses Programm geschriebene Musik von Gabriel Magos, Daniel Fueter und Ladislav Kupkovic leistet hierbei allerhand, sie setzt Kontrapunkte, verhält sich verhalten ironisch, treibt voran. Alles klingt – wie auch die wenigen verwendeten Eisler-Vorgaben – im Spiel von Adrian Oetiker (Piano), Bernhard Schoch (Trompete) und Herbert Kramis (Kontrabass) ehrfurchtslos jazzig.

So korrespondierten Musik und Vortragsstil der Schauspieler sehr schön mit der melancholischen Satire, dem trockenen Witz, der sinnlichen Sprache Peter Panthers/Theobald Tigers/Kaspar Hausers. Der mit »Haß aus Liebe« geführte Kampf Tucholskys gegen den Drachen der Machtgesinnung erscheint immer auch als eine von tiefen Zweifeln begleitete alltägliche Denkarbeit, die sich in einer dem politischen Autor nicht irgendwie noch beigegebenen Privatsphäre abspielt. Das gehört zusammen und birgt eine unlösbare Widersprüchlichkeit. 1930 schrieb Tucholsky das Gedicht »Dein Lebensgefühl«: Verschüttet ist es bei dir./Du wolltest leben/und kamst nicht dazu./Du willst leben/und vergißt es vor lauter Geschäftigkeit/(. . .) Wenn du tot bist, wird es dir sehr leid tun./

Noch ist es Zeit –! Tucholskys Sehnsucht nach Bindung und die Angst vor ihr gründet jedoch seinen eigentlichen Konflikt. Oft wurde ihm seine Unentschiedenheit, seine resignative Haltung zu Beginn der 30er Jahre vorgeworfen. Aus heutiger Sicht – und das wird nachgezeichnet – personifiziert der Autor gerade durch seine bittere Skepsis eine bis zur Konsequenz der Selbstausslöschung gelebte tragische Wahrheit der Zeit. Das widerspiegeln seine Liebesbeziehungen ebenso wie sein Verhältnis zu Deutschland (»Deutschland ist ein gespaltenes Land. Ein Teil von ihm sind wir«), aber auch seine untrügerische Haltung gegenüber der Linken, von der er im Januar 1933 vergeblich forderte, eine Selbstkritik zu üben, gegen die »Schweifellaugige Seifenwasser ist« und »nicht auf diesen lächerlichen Stalin zu hören, der seine Leute verrät«. Und ausgerechnet in einem Theater der Bürgerhauptstadt Zürich, die mehr Banken als Bänke hat, singen mit sachlicher Strenge junge Darsteller die Internationale (die zu Tucholskys »Monolog mit Chören« gehört), unbeschädigt, ohne Pathos oder Sarkasmus kommt der Text über uns, niemand wendet sich schamig ab. Es ist schon so, nicht nur die anderen haben versagt, »sondern wir alle haben«.

H. FENSCH



KURT TUCHOLSKY  
1890 - 1935

# DU DAREST NICHT VOR DER WITWE STERBEN

ENDLICH EINE STALIN-KOMÖDIE / IM OBELISK



**Kabarett am Obelisk: »Du darfst nicht vor der Witwe sterben. Endlich eine Stalin-Komödie«**, ■ Nun wird es wohl noch eine Zeitlang Schicksal aller Bühnenarbeiten über den Vater des Weltproletariats sein, daß man ihnen vorwirft, was sie nicht zu leisten haben. Solange die Biografien und die deutschen Entsprichungen zum Thema des alltäglichen Stalinismus noch nicht geschrieben sind, wird die Kunst freilich das ihre tun müssen, auch als Ersatz für mangelnde Geschichtsschreibung. Mit der Elle der Wissenschaft aber lassen sich Komödien nicht messen, auch wenn wir so tun, als wüßten wir genug oder gar nichts über den Imperator und die Mechanik seiner Herrschaft. Der Verdacht liegt nahe, daß das vermeintliche Interesse gar nicht so groß ist, siehe Tucholsky: »... wir alle haben«. Nun hat der Dichter Klaus-Peter Schwarz eine Komödie geschrieben, dieselbe von weitausholenden dokumentarischen Materialien befreit und gemeinsam mit den Potsdamer Kabarettisten um Mathias Wedel um eine zweite Spielebene erweitert. Entstanden ist ein Spiel im Spiel. Das Muster der vorgeführten Machtbeziehun-

gen reproduziert sich in den persönlichen Beziehungen der Schauspieler, die zwischen den einzelnen Bildern aus ihrer Rollen steigen und dann sozusagen Privatpersonen sind, eitle, rivalisierende DDR-Bürger. Gisbert Terhorst, in Statur und Physiognomie dem »Vorbild« erstaunlich ähnlich, verkörpert einen zwischen Verfolgungswahn und mörderischer Schläue taktierenden Menschenverächter, das Vieh Stalin und den überforderten Mächtigen. Ein Psychogramm des totalitären Herrschers entsteht, der sich in seinen Beziehungen zur Witwe Lenins (vor der er sich fürchtet) und zu seinen Knechten Bluthund und Springinsfeld Nikita (Berija und Chruschtschow) offenbart: grenzenlos zynisch, selbstsüchtig, kriminell, schizophran. Gretel Schulze, Hans-Jürgen Finke, Andreas Zieger und Petra Blossy (Nadeshdas Krankenschwester) haben es schwer, sich spielerisch gegen das Toben, Brüllen, Winseln, Rasen und Heucheln dieser vor Vitalität berstenden Stalingestalt zu behaupten. Während die beiden weiblichen Darsteller zu affektierten oder manirierten Spiel- und Sprechweisen neigen, hält Bluthund-Darsteller Finke seine

perfide Figur spannungsvoll durch. Andreas Zieger hingegen, dessen amateurhafte Darstellung des Politik-Amateurs Nikita mir durchaus sympathisch und sinnfällig erscheint, wäre eine Einführung seiner Person als tatsächlicher Musiker der Truppe entgegengekommen. Erst die vierte Vorstellung nach der stark zelebrierten Premiere brachte den erwünschten Effekt, die Entfaltung einer schwarzen Grotteske durch eine kabarettistische Spielweise von erheblicher Verrücktheit und Verfremdung. Die Inszenierung (Regie: M. Wedel) leistet Entmystifizierungsarbeit und stößt einige Tore auf, die in verbotene Kammern führen. Mehr gibt das Stück nicht her. Nun wird der Kenntnisreiche gewiß mehr Spaß am bösen Humor und den Anspielungen auf Geschichte und Persönlichkeiten finden als der weniger gut informierte Zuschauer. Erfolgreich aber werden beide gleichsam mit (nochmals) Tucholsky aufgefordert: »Lerne lachen ohne zu weinen.« Und es wird gelacht, erleichtert, in sich hinein und aus sich heraus.

H. F.

## Nichtiger NICHT-HELD

**Theatermanufaktur Am Halleschen Ufer: »Der Drache«** ■ Diese 1943 von Jewgeni Schwarz geschriebene wunderbare Märchenkomödie verlangt regelrecht danach, zeitgenössisch inszeniert zu werden. Das Deutsche Theater wäre gut beraten, sich der legendären eigenen Inszenierung Benno Bessons (1965) zu besinnen und sich den hochaktuellen Stoff neu zu erschließen. Übrigens hat es in den siebziger und achtziger Jahren neben Biermanns spätsechziger

Dradra-Adaption (die nun im bat zur Aufführung kam) bereits Versuche von Amateurkabarettisten in Rostock und Berlin gegeben, die sozialistische Misere mit Hilfe des Drachen-Textes satirisch zu spiegeln, »Alma marter« und »BÜROntosaurus« hießen die in Studentenklubs gefeierten Kabarettstücke. Ich war gespannt auf die von Otto Zonschitz unternommene Inszenierung an der West-Berliner Theatermanufaktur. Ihr Bemühen um eine zeitgemäße Deutung der Fabel, um ein heuti-

ges Verständnis des Stücks war denn auch unverkennbar, unverkennbar allerdings war auch, worin es sich schnell erschöpfte. Ein paar modische Accessoires und sprachliche Kostümierungen (das jugendgemäße Vokabular Lanzelots) genügen nun einmal nicht, Gegenwart herstellen zu können. Die »Modernisierung« des Textes ging mit erheblichen Verlusten an Poesie und somit Inhalten und Assoziationsmöglichkeiten einher. Sorglos wird die Sprache des Dramatikers verhunzt. Zum Misch-

Masch der Sprachstile gesellt sich ein unmotiviertes Durcheinander theatralischer Vermittlungsweisen, die reichen von Brecht bis (ungewollt) Millowitsch, dazwischen gibt es Peking-Oper. Auch die darstellerischen Qualitäten sind dermaßen unterschiedlich, daß es kaum gelingt, das Zusammenspiel spannend werden zu lassen. Hans-Peter Maus ist ein so unentschiedener Nicht-Held, daß er sich am liebsten gar nicht verhält, ein Neutrum. Am Ende muß er dann allerdings noch mit peinlichem Pathos das Publikum agitieren. Die vom Drachen bedrohte Else (Konstanze Ullmer) spielt

ohne einen wünschenswerten Anflug von Ironie das naive Mädchen mit großen Gesten und viel weh und ach. Die Gäste aus der DDR, Gunter Schoß als Drache und Matthias Zahlbaum als des Bürgermeisters Sohn, fallen durch geschliffenes Handwerk. Heike Schalk und Sigrid Grajek in verschiedenen kleinen Rollen durch

komödiantisches Talent auf. Bis auf Lancelot sind alle Figuren maskiert. Das behindert mit voranschreitender Spieldauer das Theatralische, zumal die offenbar bevorzugte körperliche, gestische Darstellung nur ungenügend beherrscht wird. Über dem bunten Allerlei beginnt sich schließlich der Sinn aus dem Staub zu machen, es bleiben die schlichte Märchenbotschaft und einzelne eindruckliche Szenen (der aufwallende Volkschor am Ende, die Waffenübergabe) – zu wenig für diese Schwarz-Komödie in dieser Zeit.

J. J A C O B





# DIE SEELE IN DER ECKE

oder: Aus Ideen werden Märkte (Deutsche Bank)

## Junge Kunst III – Werkstatt der Akademie ■

Als Karin Wolf vor zwei Jahren die Junge Kunst in den Berliner Marstall rief, lag eine gereizte Anspannung über dieser Woche der schönen Geistigkeit, die auf ziemlich raffinierte Weise unterschiedliche Strategien und Selbstverständnisse von Kunstproduzenten freilegte. Das anfänglich nur modische Desinteresse aneinander erschöpfte sich schnell und schlug in Streitlust um. Heftig diskutierte Themen waren damals: fehlende Gesellschaftskonzepte, fehlende Öffentlichkeit, die Wand zwischen sozial ambitioniertem Scheinengagement und Kunst, Demokratisierung und Ohnmacht, Ich-Gewinn und Ignoranz. Das Wort Sozialismus kam ebenso selbstverständlich vor wie Neues Denken und meinte eine greifbare Zukunft, trotz aller erfahrenen Realität. Nun saß man wieder einander gegenüber, Akademiemitglieder, Künstler jedweder Provenience, Kulturarbeiter, grübelnde Macher. Die Räume waren andere, größere, die Welt war eine andere, eine zugänglich größere, die Teil-

nehmerschar hatte sich gewandelt wie das Interesse an der Werkstatt selbst. Das gepeinigete Wort Sozialismus benutzte nur noch derjenige, dem es gelang, damit eine dem Christentum vergleichbare Utopie zu zeichnen. Die einstigen Eiferer hatten sich verkrümelnt. Zu ergründen waren die Vermittlungen zwischen Werkschau und Werkdisput, zwischen gebotener Sinnlichkeit und zu leistender Abstraktion.

Die Bereitschaft, an solchen Projekten mitzutun, ist deutlich geringer geworden. In dem Maße, wie die Nöte der künstlerischen Existenz (die eine wie auch immer geartete Gemeinsamkeit momentan verhindern) wachsen, schwinden scheinbar auch die Motive für die Kommunikation miteinander. Jeder hilft sich selbst, das Spiel ist aus, wir gehen nach Haus rabimmelrabammelrabbumm. Die »Industrialisierung des Bewußtseins« darf sich ungehindert als »Kommunikation der Warensammlungen untereinander« ausbreiten, zugunsten einer »kollektiven Unaufmerksamkeit«, die es, so Alexander Kluge (1932 geboren),

irgendwann jeder Räuberhorde erlaubt, die Gesellschaft zu leiten (aus dem Werkstatt-Material). Ganz soweit ist es noch nicht. Und wer in die Akademie kam, war ehrlich interessiert. Das empfand ich als angenehm, auch in den Gesprächsrunden, aus denen die Manie des Rechthabens weitgehend der Kultur des Zuhörens gewichen war. Erwartet wurde indes ja auch nicht allzuviel, vielleicht Ermutigung. Wer würde den eitlen Vogel Zukunft (siehe zweite Umschlagseite) füttern wollen, wenn doch niemand weiß, wohin er mit uns fliegen wird? Und läßt er überhaupt noch mit sich reden?

Spektakuläres konnte und wollte diese Woche, die eine Woche der Sammlung war, nicht leisten. Sie hatte sich unter dem thematischen Dreigestirn »Welterfahrung/Medienerfahrung/Ich-Erfahrung« einer Nachdenklichkeit verschrieben, die den Umständen entsprach. Wo befindet sich das gescheiterte Gemeinwesen, in welchem Zustand hinterläßt es seine Individuen, wie werden sich die Künste verhalten, die hier gewachsen sind? So anrührend



Ronald Schernikaus Sympathie- und Kundgebungen für die DDR sich auch ausnahmen, den Humor des im Herbst aus der Bundesrepublik übergesiedelten Schriftstellers mochte niemand so recht teilen, so gern er es auch getan hätte. Die Erfahrungen der Verwahrlosung, der auszehrenden Eintönigkeit eines deformierten Alltags, die Desillusion über die vermeintliche geistige Produktivität des Landes (Max-Walter Schulz) liegen wie Schlacke in den Gedanken. Thomas Heises Dokumentarfilm »Imbiß spezial« konfrontierte uns damit. Die Bilder und Gesprächsfetzen von der Arbeit in einer Bahnhofskneipe (»Schnellfresse«) wurden mit Schlageridyllen und Erfolgsberichten des Rundfunks unaufdringlich gekontert, die in der unmittelbaren Zeit vor der Wende, größtenteils sogar direkt bei den Filmarbeiten aufgenommen wurden. Die immer anwesende (in jedem einzelnen bis heute anwesende) Geräuschkulisse aus Falschheit und Lüge gipfelte, wie der Film selbst, in Videoaufzeichnungen des Fackelzuges am 7. Oktober 1989. Ein junger Mann der gefilmten Imbiß-Brigade war in der Akademie anwesend. Genauso, sagte er, sei die Stimmung damals gewesen. Freunde seien damals weggegangen, die nicht mehr weiterkämpfen wollten, das habe ihn traurig gestimmt. Nun habe sich gezeigt, daß es nicht von oben (wie ein Kollege agitierte) sondern von unten kommen muß, wenn sich was ändern soll. Auf seiner Jacke sehe ich ein Anti-Nazi-Zeichen. Im Aufenthaltsraum der Imbiß-Arbeiter hing ein Langnese-Schild. »Nur der Kapitalist verändert das was ist«, dieser zynische Satz fällt später in einem anderen Film. Der führt uns in eine Vergangenheit, die wir als Zukunft anzunehmen haben, er erschließt uns Abenteuer und Mechanik des Kunstmarktes und heißt »Ratlos, Artisten in der Zirkuskuppel«. Alexander Kluge beobachtete die Artistin Leni Peikert bei ihren Bemühungen um



B.A.K.T. (oben); Annette Jahns

Fotos: Gustavus; Döring; Kämper



einen modernen, aufklärerisch-theatralischen Zirkus. Sie scheiterte trotz Talent, Mut, Ideen und trotz der geerbten Million. Ihr psychoanalytisch bewanderter skurriler Freund in Wien knallt ihr (meistens in der Badewanne liegend) die Wahrheiten ins Gesicht: »Die Liebe ist ein konservativer Trieb. Zirkus wird von Liebhabern nicht geändert.« Leni Peickert raucht nervös und wehrt sich: »Das ist nicht wahr!« Ihr Versuch scheitert dennoch, nicht aber der ihm innewohnende kritische Vorschlag und dessen praktizierte Kreativität. Wo sie unterbunden wird, gegängelt und fehlgeleitet, wo sie gar ausbleibt, wartet der Tod. Andreas Kleinerts surrealistisches Filmkunstwerk »Leb wohl Josef« (noch unter jenen Umständen entstanden) gibt die bedrückenden Bilder einer sich selbst zerstörenden Gesellschaft, die den Zwiespalt zum Überleben benötigt. Wer sich seine Sehnsüchte nicht erhalten kann, fällt in die Agonie. Wenn der Tango vorüber ist, scheint das dualistische Wesen Josef der Freiheit ein Stück näher gekommen zu sein. Was fangen wir mit ihr an? »Aus Ideen werden Märkte« heißt ein Spruch der Deutschen Bank, der den letzten Bildern des eingangs beschriebenen Dok-Films nachgestellt wurde. Auch aus gescheiterten Ideen werden Märkte. Wir beginnen es zu erleben. Ziemlich wehrlos, ziemlich hilflos, aber erleichtert auch und mit aufkeimender Neugier und Furcht. Die rüde, sinnliche Bildlichkeit der jüngsten Aktionen Kurt Buchwalds (siehe JOURNAL 4 + 5/90) wirkte in diesem Kontext – während der Werk statt erlebbar – wie eine Trotzreaktion. Die Action »Deutschland verrecke« rannte offene Türen ein, dürfte ein Publikum, gegen das sie sich richtet, allerdings eher verschrecken als provozierend erhehlen. Ähnlich wird es der artifiziell ehrgeizigen elektroakustischen Performance vom Expander des Fortschritts ergehen. Für die Collage »Herkozten« wurden Texte

von Rimbaud verarbeitet, die dialogisch per Tape und direkt eingesprochen über uns kommen – Lebensüberdruß, Ekel und die Poesie des Wahns strapazierend. Die Musik erdrückt das dichterische Wort, zwingt den Text in einen diffusen Assoziationstaumel und ist doch für den weitaus reicheren Vorgang konzentrierten Lesens geschaffen worden. Es bleiben ahnungsvolle Geräusche, wenn mögen sie erreichen? Dermaßen



Rudolf Bahro Fotos: Döring; Gustavus (2)

schnöde Fragen nach der Kommunikationsfähigkeit oder gar die gänzlich altmodische nach den Absichten interessiert augenblicklich wenig. Wir sind froh, daß überhaupt produziert wird. Als Trötsch, Tatjana (Firma), Andrej (Freygang), Meisner und Flugzeug im halbleeren Konrad-Wolf-Saal ihre »Ohne Oben«-Action nach dem dritten Anlauf fluchend abbrachen, bemerkten wir alle mit einigem Schrecken, wie dünn der Boden beschaffen ist, auf dem wir da standen. »Wenn's nicht optimal klingt, dann hör' ich auf!« Das ist doch wieder Osten, ne teure Anlage und klingt wie Scheiße! »Akademie der Künste, wat soll'n dis«. Die Musiker siehlten sich in ihrer Aggressivität, angetörnt ließ man noch ein paar Sprüche ab: »Is ja doch egal, ob wir jetzt in die Hölle fahren oder in zehn Jahren, wir werden fahren!« Was sich dort auf der Bühne ge-

waltsam ereignete, wirkte eine Zeitlang sogar wie die kalkulierte Performance einer Publikumsbeschimpfung, offenbarte aber tatsächlich eine Überspanntheit, eine Art von Sensibilisierung, die mir anderswo und auf andere Weise – und zwar als Indiz einer noch ausstehenden Identitätskrise – wiederbegegnete. Annette Jahns »Spiegelungen« beispielsweise geben feinsinnige Gleichnisse von Lebenskreisen, aus denen wir nur ungern fliehen, da sie uns schützen, gleichwohl aber untüchtig, ängstlich machen. Die Ecke wird dabei zum sinnträchtigsten Symbol der Versuche aus Tanz und Gesang, sich zu lösen und selbst zu erkennen. Die Seele klemmt in der Ecke, steht Kopf und probiert eine neue Perspektive. Der erkennbare Bezugspunkt bleibt das Ich-süchtige Ich – und das beginnt mich zunehmend zu langweilen. In der Gesprächsrunde mit Rudolf Bahro fiel das Wort vom egoistischen Individualismus, den alle Kunstprojekte der Moderne und Postmoderne produzierten. Darin spiegelte sich die Ideologie der Selbstverwirklichung in der ersten dieser Welten, die – in der »Komplizenschaft des weißen Mannes und seiner Königin« – durch die Ausbeutung der dritten Welt möglich ist. Das Denken im Weltzusammenhang werde durch die permanente Ich-Bestätigung (derer die Industrie bedarf) unterlaufen. Kunst müsse versuchen, sich zum Weltzusammenhang instand zu setzen. Freilich sei es unverkennbar, daß die DDR nun danach strebe, wenigstens eine Nacht am Prominentendeck der Titanic zu tanzen, wenngleich wir doch (im Maßstab der Welt) ein reiches Land seien, was derzeit niemand glauben mag. Bahro rät zur Gelassenheit und warnt vor der sogenannten Betroffenheit, die für ihn der erste Schritt auf dem Wege in neuerlichen Subjektivismus bedeute, Realität verkleisterte. Seine Hoffnungen liegen in der Entfaltung verborgener Synergien, in der

ganzheitlichen Einkehr der Menschen in die Natur. Hesses Glasperlenspiel schimmert durch die freundliche Theorie, gleichwohl allerdings auch dessen gefahrenvolle Entfremdung von der »Welt da draußen«.

Nun war aber das Regime der DDR so beschaffen, daß man zu keinem Zeitpunkt, so Bahro, auf sich selbst gucken mußte. Mit Leichtigkeit ließen sich sämtliche Probleme und Konflikte auf das System schieben, während man den Rest in einer verordneten Bedürfnisbefriedigung (Bedürfnis ist das, was man nicht hat) verdrängen durfte. Die Puppenspielgruppe Handgemenge hat von diesem Dilemma viel in ihrem originellen Stück »Lavendel« verarbeitet. In einer gewitzt und intelligent verschachtelten Story begegnet uns im Zeitraffer ein zur Monotonie verkommenes Leben. Der Alltag hat die Grenze zur Absurdität überschritten, die Figuren verhalten sich jeder Katastrophe gegenüber wie vergebliche Greise, Veränderungen sind nicht vorgesehen, man kontrolliert wie gehabt die Temperatur des Büros, das nicht mehr existiert, der Trott legt sich schließlich noch über den täppisch ausbrechenden Unternehmergeist. Nun soll es anders werden, aber die Gewöhnung sträubt sich. Ein kunstreich einfaches, satirisches Spiel, das mich über manch angestrenzte Häserei nach ästhetischer Besonderheit während der Werkstatt hinwegtröstete. So enttäuschte mich das mit allerhand Vorschublorbeeren bedachte Berliner Akademische Theater (B.A.K.T.) mit der Inszenierung von Ibsens Hedda Gabler gründlich. Angestrebt war die Entdeckung heutigen Lebensgefühls von etwa 30jährigen »Durchschnittsmenschen« (Selbsterklärung des B.A.K.T.). Dafür wurde eine Spielfassung des Stücks erarbeitet, die mit dem Original genauso viel und wenig zu tun hat wie mit einem beliebigen anderen Stück ähnlicher Konstellation auch. Die wider-



Handgemenge (oben); Hanne Wandtke und Woldemar Wirsing



sprüchliche Figur der Hedda Gabler interessierte die Truppe nicht. Sie gefiel sich darin, ihre abstrusen situativen Einfälle wirken zu lassen. Man hangelte sich von

die Rose ehrt« wird mit Emphase gesungen, bis man sich fix wiederfindet) geben eine zu dürftige Substanz für die Konflikte zwischen den sich begegnenden



(eklatant sichtbaren) Unterschiede zum professionellen Theater kaschiert. Das Bekenntnis zum Laientheater (und seiner besonderen Eigenart und Vitalität) wird einem kunstbeflissenen Ehrgeiz geopfert. Weiterfahrung, Medienefahrung, (siehe Seite 23), Ich-Erfahrung – aus der transparent gewordenen Ecke besehen – ließen sich nicht mehr auf eine verbindliche Perspektive zurückführen. Die Werkstatt hat das unmißverständlich offenbart. Sie selbst wird sich modifizieren, aus der Ecke heraustreten, noch bevor die Ecke selbst verschwindet. In zwei Jahren lädt Karin Wolf zu einem Europa-Spektakel?

H E L M U T F E N S C H

Hella Santarossa  
(Grafik, Malerei, Video)

Foto: Gustavus

Gag zu Gag und vergaß darüber das Theater. Die vorgeführte Rivalität eitler Gecken, die bis in die politische Romantik des Studentenlebens zurückgreift (Renfts »Wer

Menschen ab, die als Karikaturen ihre Spannung verlieren. Das Problem dieser Aufführung aber verweist auf das unklare Selbstverständnis des B.A.K.T., das seine



Die Jury und ihre Preisträger (2. und 6. von links) Fotos: George

## Erster gesamt-berliner Nachwuchsförderpreis vergeben

Der jährliche Wettbewerb für Schauspielschüler, ausgeschrieben durch ViB (Veranstaltungen in Berlin e.V.), wurde in diesem Jahr erstmalig für ganz Berlin durchgeführt. Aufgerufen waren Bewerber aus den Bereichen Schauspiel und Musical mit mindestens einem Jahr Ausbildung an einer professionellen Schule. Jeder Teilnehmer konnte seinen Vortrag von ca. 3 1/2 Minuten selbst auswählen. In zwei Tagen (einem Vor- und einem Endausscheid) hatte eine anerkannte Jury unter Vorsitz von Johanna von Koczian das »Urteil« zu fällen. Dazu gehörten außerdem Theaterleiter wie Jürgen Wölffer (Intendant von Komödie und Theater am Kurfürsten-Damm), Pädagogen wie Maria Körber (Leiterin der Schauspielschule Zehlendorf) oder Praktiker wie Angelika Milster und Herbert Köfer. Nach Aussagen von Brigitte Gro-

thum, die sich als Vorstandsmitglied von ViB sehr umsichtig um die Organisation kümmerte, hatten sich zum Vorausscheid 26 Bewerber gemeldet, wobei leider nur jeder fünfte aus dem Ostteil der Stadt kam. Möglicherweise verlassen sich unsere Schauspielschüler erstmalig auf das von den Schulen organisierte Vorsprechen. Dreizehn aufgeregte junge Schauspieler schafften das Finale im Hotel Inter-Continental, das in diesem Jahr als Sponsor des Wettbewerbes fungierte. Leider war die Musicalstrecke im Endausscheid nur noch mit einer Bewerberin besetzt. Bei einer hohen Leistungsdichte fiel der Jury das Punkten nicht leicht, und das Geringe um die begehrten Preise war recht groß. Gewonnen hatten letztlich Mirjam Thate und Robin Brosch. Beide Jahrgang 1967, sie (nicht verwandt mit Schauspieler Hilmar Thate) hatte in ihrem Vortrag die Naomi aus »Geheime Freunde« von Rudolf Herfurter

gewählt, er hatte Erfolg mit Edgar Wibeau aus Plenzdorfs »Die neuen Leiden des jungen W.« (übrigens mit recht guten Fähigkeiten auf der Gitarre).

Als Preise erhielten Mirjam 2500,- DM und Robin 1500,- DM als direkte Ausbildungsförderung sowie die Vermittlung eines Engagements inclusive der Übernahme der für die Gage anfallenden Kosten. Diese Idee, begabtem Nachwuchs nicht nur finanzielle Hilfe zu leisten, sondern Wege für erste praktische Erfahrungen zu ebnet, ist das eigentlich Wertvolle an diesem sonst so unspektakulären Wettbewerb. In diesem Sinne ist es Brigitte Grothum zu wünschen, daß ViB auch 1991 einen Sponsor für den gesamt-berliner Nachwuchsförderpreis findet und möglichst viele angehende Mimen diese Chance nutzen.

U. HOFMANN



# LOHNENDER EINSATZ

Kunstaussstellungen sind in der Regel den optischen Wahrnehmungen vorbehalten. Die Ohren haben Pause. In einer solchen Ausstellung, aber auch akustischen Gesichtspunkten Gewicht zu verleihen, ist eher ungewöhnlich. Die meisten Besucher der Berliner Station des durch

berg auf sämtlichen Stationen von ROCI gemacht hat, und die nun von zwölf je paarweise auf der gesamten Ausstellungsfläche verteilten Video-Recordern abgespielt werden. Beim näheren Herangehen an die Geräte beginnt man, die Geräusche zu differenzieren. Bewegt man sich dann durch die Räume und erkennt in dem, was man hört, mehr als nur die akustische Kulisse zu den Bildern, gewinnt der Eindruck einer räumlich angelegten Klang-Collage schnell an Gestalt. Zuweilen erscheinen die

alle drei Bereiche ineinander. Interessanteste Gegensätze verschmelzen, wie auch in Rauschenbergs Bildern, zu einer Einheit. So wird der Gesang einer russisch orthodoxen Prozession von ceylonesischen Trommeln überlagert, das Donnern eines venezuelanischen Katarakts paart sich mit thailändischer Cola-Werbung und das Geschnatter japanischer Trickfilm-Enten wird vom Rasseln tibetanischer Gebetsmühlen durchbrochen. Mit geschlossenen Augen erliegt der Ausstellungslauscher mancher akustischen Täuschung, zum Beispiel wenn er glaubt, einen Hund schreiende Kinder anbellern zu hören. In Wirklichkeit stammen der Hund aus Mexiko und die Kinder aus China. Weltmusik einmal anders, denn es ist Musik,

# ROCI

# IM

die Welt wandernden Projektes Rauschenberg Overseas Culture Interchange wurden somit um eine Erfahrung reicher. Entsprechend befremdet äußerten sich auch verschiedene Kunstfreunde, die die sakrale Ruhe herkömmlicher Ausstellungen vermißten und sich vom »Lärm« in ihrem Genuß gestört fühlten.

Sicher ist Rauschenbergs Ruf als Schöpfer großformatiger Collagen wesentlich weiter verbreitet als der des Tonkünstlers. Doch soll hier hauptsächlich von den klanglichen Impressionen der Robert Rauschenberg Ausstellung im Berliner Alten Museum die Rede sein.

Noch bevor sich dem Auge das erste bildnerische Kunstwerk erschließt, nimmt der Besucher etwas wahr, womit er vorerst nicht rechnet: Rauschen. Schon bald lüftet sich das Geheimnis. Jenes Rauschen ist die Summe der Geräusche von Videoaufnahmen, die Robert Rauschen-

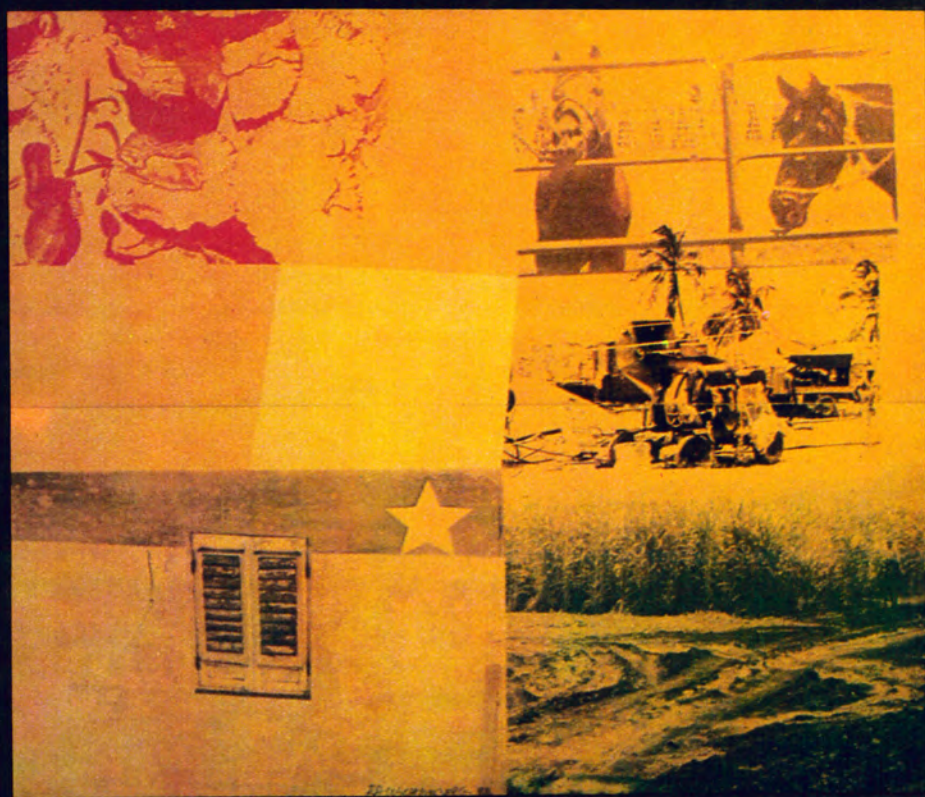
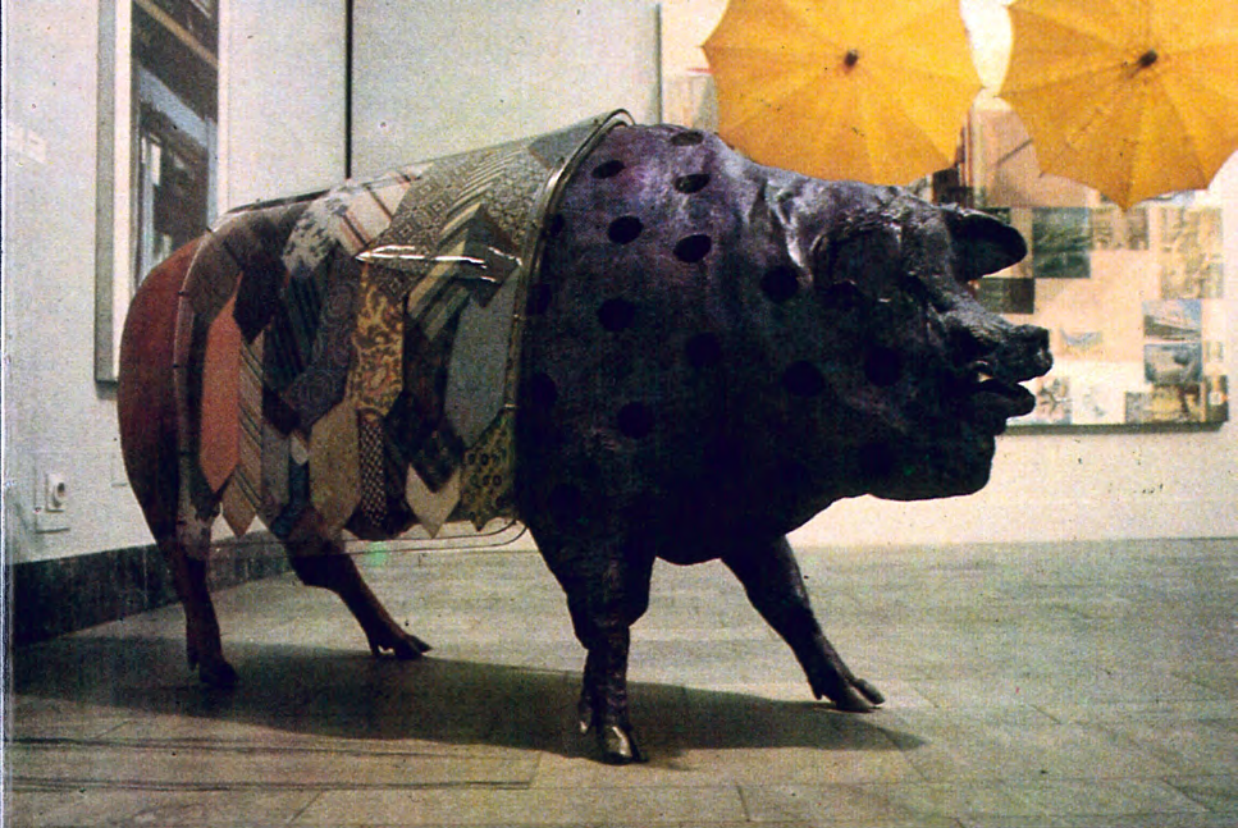
Bilder fast wie umgesetzte Assoziationen zu dem sich ständig bewegenden Klang-Schauspiel.

Jeder Video-Recorder gehört zu einem Land. So vermischen sich spezifische Geräusche einzelner Länder zu einem großen Weltklang. Kein Geräusch ist zu belanglos, um in diesen universalen Gesang einzustimmen. Drei große Gruppen von Klängen lassen sich unterscheiden; einmal Motorenlärm jeder Art, zum zweiten die Musik des Wassers (Meeresrauschen, Regentropfen, das Planschen eines badenden Elefanten, das Plätschern von Springbrunnen) und drittens menschliche Äußerungen. Bei Aufnahmen eines kubanischen Fisch-Trawlers spielen

# OHR

die von der Welt selbst geschrieben und aufgeführt wurde. Nur an Auswahl und Arrangement hat der Künstler Anteil.

Zum Schluß ist sogar Musik im herkömmlichen Sinne zu hören. Auf einem Extra Video-Gerät im Ein/Ausgang läßt Rauschenberg ein Ballett mit Musik von Laurie Anderson und sich selbst mit einem Bandoneon bewundern.





Kunsthau,  
Berlin,  
Oranienburger  
Straße

s. Interviews  
S. 1-4



# Wir reparieren uns zu Tode

Die Gesellschaft leistet sich einen kulturellen Bereich. Egal ob sie freiheitlich marktwirtschaftlich, deutsch demokratisch oder angemessen den populären Strömungen sozial als nationalen Taufnamen bevorzugt. Diese moderne Gesellschaft läßt sich diesen kulturellen Bereich – in Europa schon aus Tradition und Ehre – etwas kosten. Es ist auch gleich, wer die quantitativ legitimierten Vertreter des Staatswesens der Gesellschaft gerade sind, denn es ist uns allen gemeinsam gelungen, das Recht auf kulturelle Selbstbestim-

mung gedanklich und praktisch in vielerlei Hinsicht zu separieren. Regierende und Regierte denken bei Kultur an einen Bereich, der sich räumlich und zeitlich, nämlich zwischen Kulturbauten und Freizeit begrenzen läßt. Der Deutlichkeit halber muß ich an dieser Stelle die drei Kulturwissenschaftler vernachlässigen, die einen anderen Kulturbegriff vertreten, selbiger aber keiner ministerial verwalteten Realität entspricht und deshalb in einem Tatsachenbericht nichts zu suchen hat. In dem budgetumkämpften kulturellen Bereich, auf den sich für ge-

wöhnlich die praktischen Anstrengungen von Kulturarbeiter/innen beziehen, auch wenn sie es selbst nicht so eng sehen, haben auch einige Künste ihren Platz. Kunst-arbeit ist dort eingebettet in ihrer unmittelbaren oder massenmedialen Herstellung, Verbreitung, ihren An- und Verkäufen und ihrer Annahme. Den Gesättigten bietet sich beispielsweise in einer Performance! das Verschlingen von rohem Fleisch mit Glacéhandschuhen. Der Sinn dieser kommunikativen Tätigkeit in subventionierten und in geldabwerfenden Veranstaltungsorten ist in etwa der gleiche. Dieser First-class-Lebendigkeit schauen bisweilen Massen von Menschen massenmedial vernetzt zu, unabhängig von dem, worauf der oder die einzelne gerade Appetit hat (haben kann). Dieser Bereich, die Landschaft der elektronischen Medienapparate des 20. Jahrhunderts fällt für gewöhnlich nicht in den sogenannten kulturellen Bereich, höchstens die daran anschlie-



Bende pädagogisch erfolgreiche Medienerziehung, die die Botschaften nach gängigen ethischen Mustern zu dechiffrieren versucht. Die elektronischen Massenmedien sind im kulturellen Alltag eine Normalität ersten Ranges (auch in der Kultur des Geldproduzierens), sind aber bis auf die mitteleuropäischen Ausnahmen in osteuropäischen Ländern und einigen öffentlich-rechtlichen Modellen, deren Kraft zu schwinden scheint, ein Wirtschaftsfaktor transnationaler Medienkonzerne. Diese zivile Abfallnutzung technischer Rüstungsforschung ist gemeinsam mit den freizeittechnischen Forschungen von Disneyland weit entfernt von einer Bestimmung als demokratische Kommunikationsapparate. Einzig ihr Zugang hat ein demokratisches Moment, und zwar der rezeptive. Dieser ist so passiv und aktiv wie der Sehende selbst. Brechts Aufforderung zur Revolution, sich alle Apparate für Kunstproduktion und andere gesellschaftliche Diskurse handgreiflich und wirklich anzueignen, ist nach einem halben Jahrhundert noch nichts Neues hinzuzufügen...

Wenn auch nicht in dieser Konsequenz, so läßt doch das trockenste Thema der Kulturszene, die Ökonomie der sogenannten nichtproduzierenden Sphäre (in der DDR gehören dazu auch die elektronischen Massenmedien), eingerostete Kulturarbeiter und -innen plötzlich nicht mehr rasten. Die Blutleere vergangener Fondzuteilungen zeigt Staueffekte. Die bisher voneinander getrennten Einnahmen und Ausgaben in den Finanzbewegungen des sogenannten Kulturbereichs, diese Subventionsart wurde als Bruttofinanzierung bezeichnet und machte jede kulturelle Einrichtung hinsichtlich einer längerfristigen Profilentwicklung unselbständig und inkompetent, diese verplanten Geldströme jedenfalls scheinen einer verrechnenden Verschmelzung und insgesamt einer Schrumpfung entgegenzugehen. Zugleich wird zwischen Uckermark und Altmark

Mark und D-Mark in einen kulturellen Angebotskatalog gepumpt, der einzig einem finanziellen Regelungsbedarf und den puritanischen Grundweisheiten patriarchalisch gestimmter Männer und Frauen unterliegt: Video- und Sexshops, Zeitschriften und Bücher. Manches Anliegen ist von mehr Sendungsbewußtsein getragen, als die Stories der Second-Hand-Zeitungen. Jedenfalls meinen 319 Verlage, sich gründen zu müssen. »Brüder teilen alles außer Deutschland« meinten das Kulturministerium und die Deutsche Post zum brodelnden Initiativereichtum und bewiesen wie

stände seien unbestreitbare Fakten. Das reiche Tatsachenmaterial in Form von Zahlen über diverse Kunstkonsumenten unseres Landes reproduziert in zumeist sehr einschichtigen Interpretationen die Wahrheiten, die auf der Straße liegen, z. B. das viele Jugendliche lieber Rockmusik hören als moderne Sinfonien. Nur weiß ich nach einem soziologischen Bericht noch die entsprechende Prozentzahl, dafür fast nichts über die Musik und die Hörer. Solange unsere quantitative Sozialforschung nichts über die Wahrheiten weiß, die auf der Straße bewegt werden oder bewegt werden können, hilft

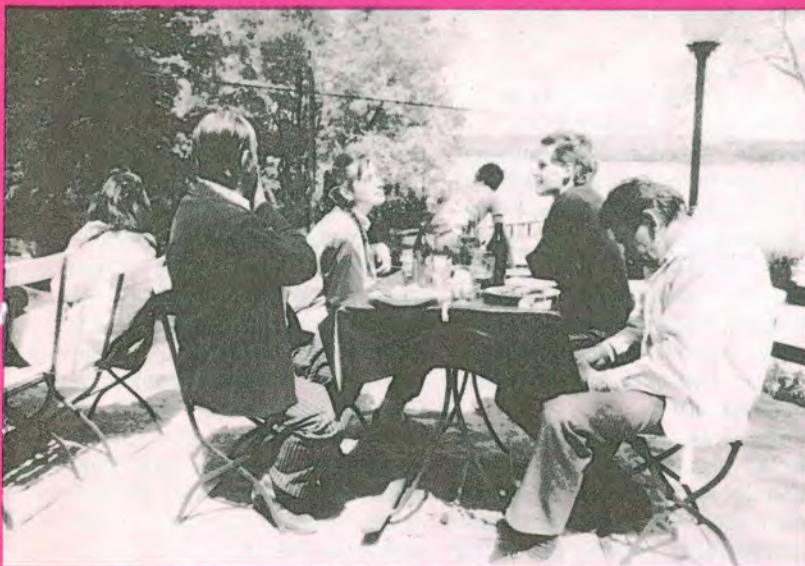


schnell man westdeutsch lernen kann. In diesem Dialekt heißt DDR auch Absatzmarkt und Kulturministerium... Dafür wird es auch irgendwas geben.

Noch machen Geschichte die Mehrheiten. Die zählen. Geld. Und sie werden gezählt. Von Hochrechnern und Meinungsforschern. Ich habe kein gespaltenes Verhältnis zu Zahlen und Statistiken, sondern nur zu Instituten, die solches Material in der Annahme produzieren, meßbare Tatbe-

sie der Ökonomie der sogenannten nichtreproduzierenden Sphäre recht wenig.

Auch in der wirtschaftswissenschaftlichen Literatur in Ost und West summt ein wehmütiger Dauerton, über Inhalte des kulturellen Bereichs in der DDR so wenig Fakten zu wissen. Wieviel Arbeitskräfte, wieviel materiell-technische Ressourcen, wieviel Geld ist da flüssig oder fest? Und es werden verzweifelt die Sitzplätze, die Fernseher pro Kopf und die



Buchentleihen gezählt . . .

Doch das Denken und Handeln in einer Gesellschaft mit einem kulturellen Bereich, den die Wirtschaftswissenschaftler flugs in die Schublade »gesellschaftliche Konsumtion« verfrachtet haben, ein solches Denken ist ein kapitallogisches Absurdum und zugleich eine harte Tatsache, stärker noch als Zahlen und Beton.

Der sogenannte kulturelle Bereich ist ein real historisches Faktum, welches dem dinglich orientierten Austauschdenken der sich nachwievor entwickelnden Warenproduktion entspringen ist. Die Absurdität dieses Denkens und Handelns über und in einem kulturellen Bereich hat viele wunderliche Konsequenzen. Ich möchte dies an derzeitigen Begründungsversuchen für den Erhalt der Entwicklungsmöglichkeiten Jugendlicher, also an der üblich gewordenen Form des Kampfes um ihre kulturellen Möglichkeiten beschreiben. Zur Zeit droht der Wegfall vieler Subventionen für Bereiche wie Kunst, Wissenschaft, Bildung, Gesundheitswesen, Wohnungswirtschaft, Planung und Leitung. Die Geldknappheit fordert neue politische Argumentation heraus. Sie scheint das einzig gewichtige Subjekt unserer Tage. Fast einhel-

lig wird protestiert, denn auch wir verstehen etwas von dem, was auf uns zukommt.

Unter der Überschrift: »Kultur, Kommerz oder Krisenberatung?« bot die TAZ am 24. 3. ein Jahrhundertthema, was in klassischer Weise zum Tagesthema umgearbeitet war, indem es sich auf die Zeichen der Zeit einstellte. Mit sozialtherapeutischer Miene machen sich da ambitionierte Kulturarbeiter/innen auf und stellen den Kommerz gegen die bald notwendige Krisenberatung, die selbstredend subventioniert sein muß. Kommerz oder Krisenberatung? Marktwirtschaft oder Oase in der Marktwirtschaft? Eine bescheuere Alternative, wenn es um Jugendzentren geht, gibt es kaum noch. Gerade quälen sich die Schwulen und Lesben mühsam aus ihrer Ressortecke (deren frühe Öffentlichkeit fälschlicherweise in Medizinverlagen begann) und kämpfen um ihre Akzeptanz als soziale Gruppe, die immer eine Minderheit bleiben wird, schon avanciert die nächste sozial differenzierte Gruppe – Jugend – zum Objekt der Therapie, zu einem an Drogen und Kommerz demnächst erkrankenden Problemfall. Kommerz oder Krisenberatung? So etwas gibt es nicht als Auswahl. Es

gibt nur Kommerz und Krisenberatung. Und wessen Marketing, um im Jargon zu bleiben, für die Krisenberatung am besten ist, findet das meiste Geld bei der Kapitalwirtschaft und ihrem Staat. Gemeinsam strickt sich das moralische Mäntelchen der Geldwirtschaft am dichtesten. Wer am lautesten schreit, hat eine echte Chance neben den Spekulanten vor der Tür.

Als ich am Wahlabend viele Jugendliche nachts am Café Westpahl am Kollwitzplatz traf, waren sie traurig, wütend und betroffen, denn ihre unkaufmännischen Perspektiven sind real in die Urne gezählt worden (Anleihe bei Christoph Dieckmann). Sie, die bunteren, alternativeren wissen es schon, erfahren jetzt schon den Schauer von Ohnmacht, die ihre popperhaften Altersgefährten in den schicken Diskotheken vielleicht ein Leben lang verdrängen können. Aber das ist nur eine Vermutung über Differenzierungen innerhalb der Jugendkulturen . . . Wieso wird auch die neue Regierung »angesichts der neuen Jugendprobleme wie Drogen, Arbeitslosigkeit und Neofaschismus investieren müssen«; und warum muß sie »vor allem schnell handeln, um die anhaltende Abwanderung von jungen Leuten zu stoppen« (aus o. a. Tagesthema), wo wir doch in Kürze kein Landstrich mit auffälliger Industrieproduktion mehr sein werden? Würde man das Krisenmanagement für Jugendliche ernst nehmen und Jugendlichen vorab zugleich die Entscheidung, wo sie leben wollen, wieder abnehmen, dann müßten wir doch wenigstens so ehrlich sein und mitteilen, daß ihr reines Gebrauchtwesen im Sinne einer beruflichen Tätigkeit wahrlich nicht das sein wird, was die kommenden Verhältnisse zu bieten haben. Gibt es denn wirklich keinen anderen Grund, als diese Halbwahrheit des beruflichen Gebrauchtwesens, um sich für die Lebensräume Jugendlicher einzusetzen? Gibt es im Falle des eingetretenen

Jugendproblems (der jugendliche Drucker müßte bei einem solchen Wort den Satz verweigern), im Falle der eingetretenen Jugendarbeitslosigkeit, nur die Möglichkeit, in Holz- und Autowerkstätten herumzubasteln? Bleibt nur noch therapeutischer Zeitvertreib übrig? Wer sich darüber wundert, daß Kreuzberger Jugendliche solche Nettigkeiten im Jugendzentrum nicht nutzen, der sollte um Himmels Willen nicht Kulturarbeiter werden. Schöne Jugendpolitik kommt da auf uns zu: Pädagogisch beschäftigend – sozialtherapeutisch engagiert – wir gliedern euch ein ins normale (Berufs)leben. Kein Opportunismus kann schöner sein.

Der Ansatz ist einfach falsch, nicht moralisch, aber grundsätzlich. Also doch moralisch. Er richtet sich nicht in die Zukunft, sondern er richtet sich darin ein. Und dies in bewährter Weise. Schon früher waren die Jugendklubs zu knapp, die Straßen zu bewacht und zu befahren, die Häuser zu sauber und die Schulen abends leer. Jugendklubs wurden mehr und mehr zur Pufferzone für ungelöste Probleme in der ummauerten DDR: Null-bock-Stimmung, Ost-und-West ist dieselbe Scheiße, No future – No message... Und Klubleiter haben schon früh erfolglos gegen ihre kraftverzehrende Bestimmung als Sozialtherapeuten protestiert. Ohne Erfolge, wie mutige Briefe und eifrige Antwortaktionen des damaligen FDJ-Zentralrates beweisen (ob die Klubleiter etwas gegen den Staat hätten? – Unter zehn Augen – Frage an Klubleiter im Prenzlauer Berg in den Wintertagen 1988! Im Café im Atelier).

Aber ohne Botschaften und Hoffnungen, die über die Arbeitsbeschaffungen für Wütende und Benachteiligte inmitten des an materiellen Reichtums erstickenden Europas hinausgehen, kann die Menschheit und deren junge Generationen nicht existieren. Jede neue Generation braucht Platz für Utopien, für Reflexionsmöglichkeiten über ihre eigenen Probleme

und über scheinbar fremde, um vielleicht mit und ohne Geld einmal, langsam, wenn überhaupt noch die Entwicklungslogik der derzeitigen Raubproduktion zu ändern. Mit dem Reparaturblick auf soziale Probleme schaffen wir keine Existenz, sondern nur Vegetationsmöglichkeiten für einige Generationen, für eine geteilte Menschheit und eine verlogene Wohlstandsharmonie, in der doch alles für die Kinder da ist, Hauptsache es wird nicht zweckentfremdend genutzt.

Früher waren Kulturgelder (darunter für Jugendklubs, für Künste), und so wird es auch in Zukunft noch sein, verteilt nach dem Restmittelprinzip, treffend bezeichnet von dem sowjetischen Soziologen Wilen Iwanow. Alles wurde planvoll verschwendet, was am Finanzierungsmechanismus selbst lag. Es hätte jederzeit dahingehend geändert werden können, die materiell-technische Basis für Kulturarbeit mitzuentwickeln. Unterm Strich kam jedenfalls heraus, daß es trotzdem vorn und hinten nicht reichte. Das Restmittelprinzip geht folgendermaßen: Was nach Schulden, Industrieakkumulation, Dienstleistungen wie Transport u.ä. vom Nationaleinkommen oder demnächst Bruttosozialprodukt noch übrig ist, bekommt der soziale, der sogenannte nichtproduzierende Bereich, darunter Bildung, Kultur, Wissenschaft, Gesundheitswesen... Schade, daß gerade Menschen die Geldwirt-

schaft erfunden haben und als deren Bediener noch immer fungieren, das Geld hätte schon längst auf den »sozialen Bereich« verzichtet.

Die »nichtproduzierende Sphäre« ist ein besonderes Absurdum unserer alltäglichen und auch wirtschaftswissenschaftlich geförderten Ökonomieauffassung in den modernen Gesellschaften. So hat Europa einschließlich seiner sozialistischen Versuche und Elemente ein wirtschaftszentriertes Gesellschaftsmodell, indem es keine Wirtschaft in der Gesellschaft gibt, sondern eine Wirtschaft und einen Rest Gesellschaft. In dieser gibt es dann einen kulturellen Bereich, einen Sektor, dafür ein Ministerium oder nicht, ein Schubfach jedenfalls, so wie die Wirtschaft selbst. Und alle melden, so entsteht der trügerische Eindruck von Gleichgewicht, auf politischem Wege ihre Bedürfnisse an, die Wirtschaft und die Kultur.

Ob Kulturgelder nun ideologisch verteilt werden oder sozialtherapeutisch, mit hoffentlich etwas besseren Bewirtschaftungsmethoden, wo ist da am Ende der Unterschied außer im jeweils politisch erkämpften nominellen Etat? Ob CDU-regiert oder SED-verwaltet, vom kulturellen Selbstbestimmungsrecht ausgehend, scheint noch keine etablierte Macht, auch keine wirtschaftliche, ihren Sinn gefunden zu haben. Deshalb sind wir Menschen immer



nur Arbeitskräfte, Mütter und Väter, Jugendliche und Rentner, Frauen und Männer, Schwule und Lesben, Kinder und Hausbesetzer, Künstler und Aussteiger und haben bestimmte zu behandelnde Probleme. Diese versuchen wir den Mächtigen deutlich zu machen, als ob sie von den Problemen noch nie etwas gehört oder geahnt hätten. Wer das größte Helfersyndrom zeigt, die Bitte nämlich, etwas reparieren zu wollen, bekommt Geld. Kein Wunder, diese Mentalität ist den Herrschenden am nächsten. Sie wären auch froh, wenn es keine Arbeitslosigkeit gäbe oder nur Arbeitslosigkeit, auf jeden Fall nicht so viele auffällige Unterschiede. Die Mächtigen finden es wiederum ganz gut, wenn diese Kluft zwischen den einen und den anderen bleibt und sich an dieser Idiotie alle aufreiben, einige Geld verdienen... Solange sie uns nur mitteilen können, welches unsere Menschenrechte sind: Befreiung von wirtschaftlicher Gestaltung auf der Basis der Ökologie, Freiheit zum Geldverdienen, zum Reisen, zum Reparieren auf der Basis von unübersehbarem Wohlstand der Dinge...

Es könnten Menschen auf die Idee kommen, daß es Rechte gibt, die man/frau selbst bestimmen möchte, auf der »utopischen« Basis, daß sich die Arbeitenden und die Arbeitslosen ihre Stunden der überlebensnotwendigen Arbeit teilen, vielleicht vier am Tag. Dann wollen diese Menschen ihre Rechte auch noch selbst gestalten, und zwar in Räumen und mit Geldern, die von der Gesellschaft (zur Zeit von deren Anwalt, dem Staat) zur Verfügung gestellt werden...

Das Recht auf kulturelle Selbstbestimmung der Wütenden, Ohnmächtigen und Verrückten, die zu meist mehr Realitätssinn und trotz drohender Arbeitslosigkeit weniger Therapie nötig haben, als die wirklichen sozialen Problemfälle unserer Gesellschaften, die jubelhungrige Mehrheit der Be-

völkerung, die die Probleme des Fortbestandes der Gattung unter dem Siegel des Normalen täglich verdrängt, das Recht auf kulturelle Selbstbestimmung **aller** sollte der Grundansatz sein, wenn wir von unseren Regierungen nicht etwas, sondern alles fordern (unabhängig der Erwägungen über den eigenen derzeitigen Arbeitsplatz im kulturellen Bereich). Und zu den überhaupt notwendigen »sozialen« Einrichtungen gehören, wenn man genau ist, auch die Arbeitsplätze und -räume. All das brauchen wir dringender, als die sozialen Folgen der Nischenpolitiker der Warenproduktion. Ein Ministerium für den, und eines für den... Wir müssen selbst bestimmen können, was aus unseren Kultureinrichtungen wird und sie nicht als Reparaturstützpunkte für arbeitslose Jugendliche oder arbeitslose Künstler erkämpfen. ... uns aus dem Elend zu erlösen, wir müssen es selbst tun, sonst sind wir die Objekte, aus denen ein soziales Problem geworden ist. Und dafür sollen dann irgendwann wieder die falschen Therapeuten bestraft werden.

Um zu zeigen, daß ich den Forschungsstand der zahlenheischenden Kulturökonomie nicht falsch dargestellt habe, möchte ich aus dem 1987 erschienenen Buch der Leipziger Wirtschaftsprofessorin Eva Müller, aus meiner Lieblingslektüre auf Wanderpredigten, zitieren. Das Buch »Der Nationalreichtum«, das einer Wissenschaftstradition entstammt, die den Vornamen Wissenschaft zu Unrecht auf ihre Schultern laden mußte, zeichnet sich durch akademische Vollständigkeit aus. Es gibt ein Kapitel über Kultur, was immer auch Nationalreichtum in diesem Büchlein sein muß. Darin finden wir folgende vor Ehrlichkeit überwältigende Bankrotterklärung: »Bisher waren die Fonds an Kulturgütern kaum Gegenstand ökonomischer Analysen. Was ihre Anschaffung und Erhaltung kostet, wie sie genutzt werden, bleibt weitestgehend unbekannt.« (S. 109).

Da Frau Professor die Entwicklung der ökonomischen Wissenschaften nur sehr ungenügend verfolgt hat und außerdem auch keinen Fernseher, Plattenspieler oder Fotoapparat zu kennen scheint und überhaupt das Zählen von Pergamonaltären und Antiquitäten schon für eine wirtschaftswissenschaftliche Tat hält, muß sie aus Gründen der disziplinären Bildung ihres Wissenschaftsbereichs, der nicht einmal den Alltag menschlicher Beziehungen zu sich hereinzulassen scheint, zu folgendem Schluß kommen:

Kulturgüter sind »mehr oder weniger etwas Einmaliges. Daher werden sie lange genutzt und befriedigen Bedürfnisse, die nicht zu den lebensnotwendigen zählen, sondern geistig-kultureller Art sind.« (S. 108)

Tatsachen, die das Leben schreibt.

P. S.:

Auf der Werkstatt Junge Kunst in der AdK hatte ich Gelegenheit, diese Gedanken zu äußern (s. auch S. 14 ff.). Ein Teilnehmer sagte in der Pause zu mir, daß ich Subventionen nicht so nennen sollte. Es seien Investitionen für die Gesellschaft. Da ich selbst nur ein Prisma kollektiver Denkleistungen sein kann und finde, daß dieser junge Mann sehr recht hat, möchte ich ihn, da ich nun gerade diese Seiten okkupieren konnte, namenlos veröffentlichen.

Da die ganze Übung den Zweck haben könnte, das »Sozialmarketing« nicht ins Devote abgleiten zu lassen und einer Aufforderung gleichkommen soll, den Kampf um Subventionen bissiger zu führen, nennen wir diese nun gleich Investitionen. Aber nur, wenn ihre Anwendungsweise noch unser Enkel erreicht.

KONSTANZE KRIESE  
Fotos: Döring (2);  
Zöllner (2)

Bisher drohte noch jeder Kaltfront-Artikel ein Nachruf zu werden, denn die Band befindet sich permanent in Auflösung. Gruppendynamische Schwankungen stellen ja gewiß nichts ungewöhnliches dar, doch in diesem Fall sind sie Dauerezustand, sogar Gruppenprinzip und von daher freilich auch kaum ein gravierender Störfaktor. Kaltfront war von Anfang an als

»Schwarzwurzel« an alte Röhrenradios angeschlossen, eine davon mit Baßsaiten bespannt, wobei sich natürlich der Hals verzog. Aber Hauptsache, es machte Krach; Hauptsache, man konnte seinen Frust rausplärren, zumal der damalige Teenager-Alltag von den etablierten Bands so gut wie gar nicht reflektiert wurde: Schulwandzeitungen jenseits jeder

neuen Line-up. Kaltfront klang jetzt mehrdimensionaler, gehaltvoller und überhaupt so gut wie noch nie. Aber die Band sah sich wieder zur Hardcore-Pogo-Kapelle verurteilt, der begrenzten Publikumszirkel begrenzte auch die Erwartungen. Nach permanentem Musikerwechsel und Abwanderungen ins »Gelobte Land« spielten zuletzt: Jörg Löffler (b), Jens Ditt-

## BANDS

# KALTFRONT

Spaß an der Sache gedacht. Fun statt Karriere. Daher existiert die Band mal mehr mal weniger. Konzerte gab und gibt sie nur sporadisch. Professionelle Tonträgerprodukte bei Rundfunk oder gar Schallplatte kann sie nicht vorweisen, denn auf konsequente Medienarbeit wurde verzichtet – was natürlich kein Kunststück ist, denn unter den alten zentralistischen Bedingungen lief Medienarbeit nur über das hauptstädtische Berlin. Bis dorthin mußte man erst mal kommen. Kurzum, über den Insiderstatus wuchs Kaltfront bisher kaum hinaus. Doch egal, ob sich die Band nun auflöst oder gar hyperpopulär wird, sie verdient längst eine Würdigung in vorliegender Form, denn sie ist die am längsten bestehende Punkband Dresdens. Inklusive Vorläufer und sonstige frühe Aktivitäten reicht ihre Geschichte zurück bis 1978/79, knüpft also fast nahtlos an internationale Entwicklungen an. Entsprechende Anregungen lieferte das Radio, genauer Radio Luxemburg (hier wohlgerneht das englische Programm!), der in Dresden neben dem Kölner Deutschlandfunk von jeher am häufigsten gehörte Rundfunksender. Sehr schnell bildete sich heraus, was der Volksmund »Szene« nennt, wenn auch in recht bescheidenem Ausmaß. Auf jeden Fall aber wurde Punk so begriffen, wie er sich selbst verstand, nämlich als Musik zum Selbstmachen. Die Anfänge waren primitiv. Zwei akustische Gitarren, per

Realität; Lehrausbilder, deren Gemüt sich beim Tragen von GST-Uniformen seltsam preußisch straffte, das damals schon spürbare Bewußtsein um die ausgehöhlten Werte, aber z. B. auch Ärger mit den Frauen.

Gespielt wurde in wechselnder Besetzung und unter wechselnden Namen. Und natürlich unter den üblichen Widrigkeiten. Wenn überhaupt, konnte Punk Anfang der 80er, als er langsam auch ins öffentliche Bewußtsein drang, bekanntlich nur im Untergrund existieren, also in Kirchen und auf ähnlichem Terrain. Anderenfalls wurden empfindliche Geld-, ja sogar Haftstrafen vollstreckt. Auch in Dresden. Die Pre-Kaltfront-Formation Paranoia wußte ein Lied davon zu singen.

Die Aufzählung aller Kaltfront-Vorläufer lohnt schon wegen der Namen: **Rotzungen** und **Optimistische Bierjugend** sowie **Gengenschlag** und eben **Paranoia** hießen die Bands. Letztere existierte von 1982 bis Mitte 1985. Aus der danach gegründeten kurzlebigen **Cheruserfront** ging dann 1986 endlich Kaltfront hervor. Ende 1988 brach erstmals die große Krise aus, verursacht durch viel zu unterschiedliche und viel zu starrköpfig vertretene musikalische Interessen und bedrängt durch Erwartungshaltungen des Publikums (Pogo, Pogo!). Die vorübergehende Auflösung wurde beschlossen. Im Februar 1989 kehrte die Band zurück, mit einem völlig neuen Programm und

schlag (g; voc), Raul O'Connor (g; voc), Herr Schröder (dr)

Wie wird es weitergehen? Wenn überhaupt, wüßte das höchstens J. L. zu sagen, denn der hat den Hut auf. Mit ihrer bewußten Zurückhaltung in der Vergangenheit jedenfalls löste die Band ein Versprechen der 76er Punk-Revolution ein, mit dem sich andere immer nur schmückten, nämlich antikommerziell, anti-establishment zu sein. Diese Eigenart nährt sich allerdings aus etwas anderer Quelle als zunächst vielleicht angenommen. Da ist einerseits die ausgeprägte Fähigkeit zur Selbstkritik, andererseits eine gewisse Berührungsangst gegenüber der Öffentlichkeit. Selten erscheinen ihnen ihre Produkte wirklich gut genug, um sie auch publik zu machen. An manchem, manchmal schon fertigen und vom Publikum akzeptierten Song bastelten sie von Probe zu Probe, von Auftritt zu Auftritt, um ihn dann doch wieder zu verwerfen. »Rudi« zum Beispiel klang zwei Jahre später schon ziemlich verändert, obschon das Original 1987 ein Hit geworden war. Es besteht kein Zweifel, kulturelles Leben entsteht nur über Öffentlichkeit, einen Markt. Damit kommt nicht jeder problemlos zurecht, Kaltfront-Fans erinnern sich vielleicht an ein Pa-Rock-Tikum, als jene Sendung bei Jugendladioradio DT-64 noch Donnerstagabend lief. Lutz Schramm hatte sich einen Hörer als Studiogast geladen, der irgendwann auch auf Kaltfront zu sprechen kam. Er hielt nicht viel

von der Band. Sein Mißfallen bezog sich auf die Bluesvergangenheit von J. D. Zu einer Zeit, da im heimischen Punk-Lager noch die gleiche Intoleranz herrschte wie 1976 in Großbritannien und Blues mit der Unglaubwürdigkeit der inzwischen etablierten Altvorderen verbunden wurde (womit man zwangsläufig in Verruf geriet), bedeutete eine Schmähung dieser Art fast schon Geschäftsschädigung. Inzwischen ist das Thema gegessen. Damals allerdings machte es der Band lange zu schaffen. Sie wollte sich in keinsten Weise mehr festlegen, schien sich selbst im Weg zu stehen. Letztlich führte dieses Pa-Rock-Tikum-Ereignis mit zur erwähnten Auflösung der Band Ende 1988. So viel Sensibilität hat sicher nie-

mand erwartet. Zumal bei dieser Musik. Der Name Kaltfront steht für rüden Mitgrößpunk im besten Sinne, aus dem Bauch heraus gespielt, wie es einer bestimmten Art von Rock'n'Roll immer zuträglich war, ausgelassen wie eine fröhliche Kneipenrunde, bissig wie eine losgelassene Hundemeute. Mitunter erscheint das Material schon viel zu gut, um es dem Publikum einfach so schnoddrig vor die Füße zu werfen; mitunter leiden darunter natürlich auch die stets wohl abgewogenen Message-Story-Lyrics. Daran hat sich über die Jahre kaum viel geändert. Die letzte größere Kaltfront-Aktion brachte im Dezember 1989 ein Konzert mit sechs Dresdner Bands aus dem eigenen Umfeld zustande. Mit dabei: Die Freunde

der Italienischen Oper (dazu im nächsten Heft mehr), Comic Connection, Pink New World, Don Q. & His Magic Band und Tierischer Frühling. Aus den Gagen dieser Unternehmung sollte ursprünglich ein Dresden-Kassetten-Sampler finanziert werden. Leider nahmen lediglich Kaltfront, Pink New World und Comic Connection die Studiotermeine im Januar 1990 wahr. Und natürlich ist Kaltfront unzufrieden mit dem Ergebnis. Aber es soll noch einmal überarbeitet werden. Falls sich die Band nicht doch auflöst...

BERND GÜRTLER

Foto: Gürtler





# Alter- naive Spinner

oder  
böse  
Kanalratten?

In der allgemeinen Gründerzeit euphorie leuchtet uns in der grau-urwüchsigen Prenzlauerberger Kastanienallee an einem Kellerladen ein flammendes Gemälde entgegen. Der Rattenpub. Untertitel: Red Pub. Treppab der Schankraum. Noch fast im Nachkriegszustand. Geweißte Wände. Graffiti's, Sprüche, Plakate. Die Möbel: frei Haus vom Sperrmüll. Linker Hand das Billardzimmer. Am Fenster ein grob zusammengezimmerter Stehtisch, der Billardtisch ist mangels Zubehör (Hilfe!) abgedeckt. Rechts die Sitz-ecke, ein Sammelsurium von Couches. Das Publikum: von 14 bis 40, vom Jung-Irokesen über den betont unkonformen Oberschüler bis zum angeregt disputierenden Spätacht-undsechziger. Das Angebot Faß- und Flaschenbier, Milch, Brause, Mixgetränke, überbackene Toasts. Die Öffnungszeiten: vom Aufstehen am Abendbrotstisch bis kurz vorm Hinsetzen am Frühstückstisch. Nach unserem Besuch wurde der Pub wegen Umbau geschlossen. Bei Erscheinen dieses Heftes dürfte er wieder auf sein. Was steckt hinter der Selbsthelfer-Aktion? Machen wir mal schnell 'ne Kneipe auf, als Ersatz für den legendären Trümmerkutte, Ecke Oderberger? Entlastung für den bis zum Sinken überladenen »Oderkahn«? Auch. Aber nicht nur. Das Haus ist besetzt. Der Pub ist Bestandteil eines Gesamtkonzeptes zur Werterhaltung des Gebäudes und seines Ausbaus als kulturelles und kommunikatives Zentrum im Wohngebiet. Als vergnügliches Gegen-

stück zur sterilen Langweilernkneipe à la Lindenstraße. Mit Straßenfest, Kinderbelustigung und Ausschank rund um die Uhr. (Ist besser als Heimweh!) Innen soll der Laden für alle dasein, die Publikum suchen: Schreiber, Knipser & Jung-Picassos.

Der einmonatige Probelauf hat schon eine Halde von Problemen aufgetürmt. Um überhaupt von der Wohnungsverwaltung zur Kenntnis genommen zu werden – und als Absicherung gegen zu befürchtende Immobilien-Ferkeleien – wird die Registrierung als Verein oder Mietergenossenschaft angestrebt. Dann müssen die Bedingungen für den Ausbau und dessen Finanzierung klargestellt werden. Die Hygieneinspektion verlangt geflieste Küche und Klos (Hilfe!). Der Fußboden ist morsch. Ohne Moos nix los!

Die Anwohner halten sich bis jetzt im ganzen gewohnt gelassen, Ablehnung von ihrer Seite wird nicht spürbar. Wie weit das Projekt in das neue Weltbild des Rates des Stadtbezirks paßt, bleibt abzuwarten. Der hat nämlich schon weitaus artigere Projekte durch Gewerberaumzuweisungen an Dritte platzen lassen. Die haben dann für die scheinbar gesprächsbereiten Bürokraten die Dreckarbeit der Räumung übernehmen dürfen . . .

Eine ähnliche – sicher schon weit gediegene – Sumpflüte sprießt in der Rosenthaler Straße. Motto: Kultur im Eimer. Drei Berliner Unterhaltungsmusik-Combos, (Firma, Ich-Funktion und Freygang) haben ein

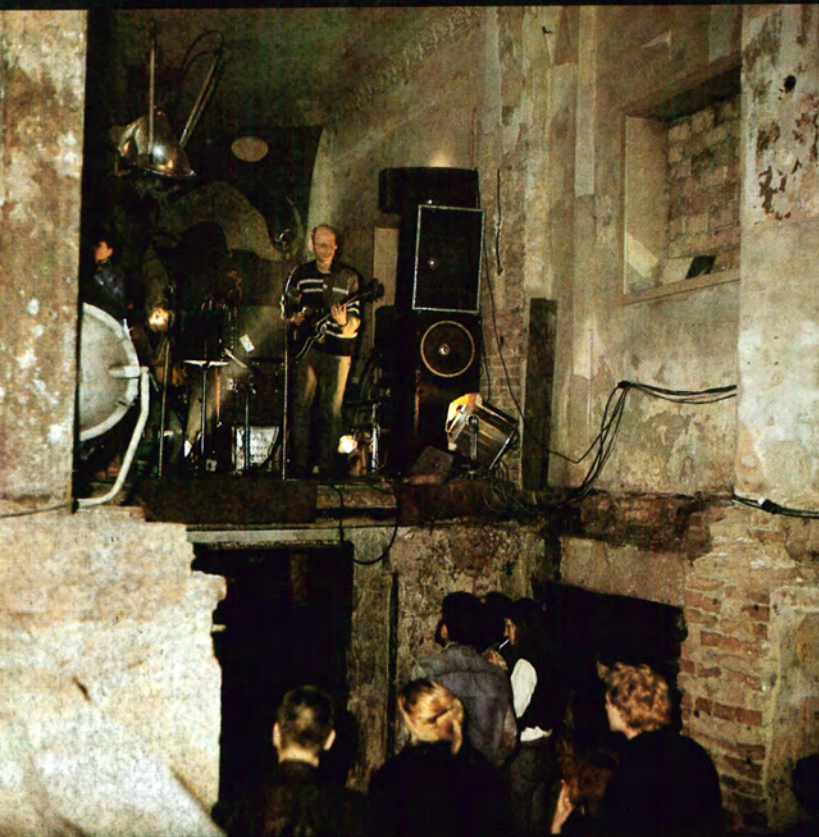
Resthaus des Scheunenviertels belegt, um das Terrain vor der vollständig platten-Bebauung zu retten. Geplant ist eine musik-orientierte Kulturkooperative: Konzert- und Probenraum, Studio, Gasträume für Musiker und ein Café. Ein Teil davon ist schon ansehnliche Realität. Der Saal: Keller für das Publikum, die Decke ist bis zur Hälfte entfernt. Die Musike spielt im eigentlichen Parterre. Unter den Sohlen der Musiker ist die Tränke. Im ersten Stock das Café. Ein Raum im schwarz-neon-Ambiente (neudeutsch für Outfit). Saal zwei mit Aluminium überhäutet und durch Mobilplastiken bereichert. Angenehm summend plauscht's vor sich hin. Kids, Möchtegerns, Schickeria und wir. Letzten Sonnabend – im Eimer – gegen ein Uhr früh. Plötzlich Klirren. Schnell unter den Tisch!. Mehrere Leute rennen mit Stuhlbeinen bewaffnet los. Zwei faustgroße Pflastersteine liegen auf dem Boden. Zwei Fenster sind zerschlagen. Die Werfer, Skins, nach Auskunft des Türstehers, haben sich schnell aus dem Staub gemacht. Ein Zufall? O-Ton eines Machers: »Was meinst du, wieso wir Plastikfolie vor den Fenstern haben?« – Da fallen mir doch gleich die engmaschigen Drahtgitter vor den Fenstern des Rattenpubs ein. Bereits dessen Eröffnungsfete war durch eine Entglasungs-Aktion einer größeren Anzahl bomberbejackter Fußballrowdys beglückt worden.





*Rattenpub (Red Pub), Berlin, Kastanienallee*





**Im Eimer,  
Berlin,  
Rosenthaler  
Straße**

*Fotos: Gustavus*



**Sex aus der Kitschpostille**

## **IM APFELSTRUDEL DER LEIDENSCHAFT**

*Eine wahre Geschichte von Friedel Freiherr von Wangenheim*

Er küßte ihren Mund und ihre Wangen »Du weinst, Manuela? Bist du traurig?«

»Ich weine vor Glück, Maik-Alexander!«

»Manuela!!!«

Heiß schlang er die Arme um sie und trug sie die Treppe hinauf in ihr Zimmer. Dort legte er sie behutsam auf das Himmelbett. Dann beugte er sich über sie. Sie zitterte: »Du Wilder, du Schlingel, du kleiner Racker, hör auf!«

Er gab nicht nach.

»Maik-Alexander, du weißt nicht, was du tust?«

»Wie du duftest, Manuela!«

Sie versuchte sich zu erheben. Er hielt sie umschlungen.

»Du mußt gehen, hörst du, Lieber.«

Seine Hand lockerte die Spangen ihres Haares.

»Maik-Alexander, bitte!«

Ihre Flechten fielen schwer herab. »Bitte geh jetzt!«

Er zögerte. »Ja, aber ich komme gleich wieder. Ich hab ein Andenken für dich. Ich hatt's vergessen.«

»Maik-Alexander, ich kann nicht mehr. Komm bitte **nicht** wieder!«

Doch da war er aus dem Zimmer. Betäubt verharrte sie. Ihr Blut siedete. Doch die Tür schloß sie nicht. . .

Als er wieder eintrat, floß ihr Haar dichtwellig um ihre Schultern.

»Manuela, wie du aussiehst. Wie eine Märchenfee.« Er stellte den Karton auf den Tisch.

»Was ist darin?« fragte sie erregt.

»Schließ die Augen, Manuela.« Leise öffnete er den Karton.

Es war Gebäck darin. Er brach ein Stück davon ab und schob es ihr behutsam in den Mund.

»Hm, was ist das?« Sie öffnete die Augen.

»Apfelstrudel. Hat meine Mama gebacken.«

»Das sollst du doch nicht, Maik-Alexander.«

Er brach ein zweites Stück ab, nahm es zwischen die Zähne, näherte sich unaufhaltsam ihrem Gesicht, um es ihr schließlich, während er ihre glühenden Lippen berührte, mit der Zunge sacht in den Mund zu schieben.

»Maik-Alexander, hör auf, hör endlich auf! Es darf nicht sein. Es ist zu süß, es ist viel zu süß!«

»Was?« – Maik-Alexander stutzte.

»Der Apfelstrudel«, seufzte sie sanft.

»Ach so.« Enttäuscht lehnte er sich zurück.

Manuela bebte: »Es darf nicht sein. Nie und nimmermehr!«

»Warum?«

»Weil ich deine Biologielehrerin bin!«

# Ein kurzer Traum von nackter Unschuld

## Der Jugend-Stil eines Fotografen

Der Jahresabschlussbericht der »Volksbank Pöbneck« im Kreiskulturhaus am gleichen Ort war durchgesetzt oder durchgesehen, die Teilhaber, Handwerker, trugen unternehmerisch zufriedene Gesichtszüge, das Abendessen hatte satt und zufrieden gemacht – jetzt war nur noch Raum für Sinnliches. In diesem Moment muß ich ins Träumen gekommen sein. Und ich gebe zu, so unschuldig habe ich lange nicht geträumt.

Plötzlich war es um mich ganz finster. In die Dunkelheit stach ein Lichtstrahl und traf auf ein Gruppenbild mit jungen Damen. Sie lächelten links an mir vorbei, als wäre Publikum dort. Das Gruppenbild löste sich auf. Ich erinnere mich jetzt deutlich. Es müssen noch andere in diesem Raum gewesen sein. Etwa 300 Damen und Herren. Denen zu Ehren mußten wohl die holden Weiblichkeiten gekommen sein. Eine von diesen mädchenhaften Schönen kam auf mich zu: »Ich bin die Chris. Schön, daß Sie da sind. Ich wünsche Ihnen einen guten Abend.« Kein Feueralarm würde mich nun von

diesen Bildern lösen können. Die Szene wechselte. Elvis sang und die Mädchen (nein, es waren ja Frauen) sprangen übermütig in ihren lockeren Hemdchen und Höschchen umher. Alles, was an ihnen tanzen konnte, wippte mit. Doch auf einmal wurde es ganz still und luftig. Ich befand mich auf einer blühenden Sommerwiese. In langen, weißen Nachthemden wiegten sich dort Mädchen sanft und jungfräulich zu verträumter Musik. Ein Flötenton unterstrich ihre Zartheit. Ich glaube, es war eine Panflöte. In ihrem Jugend-Stil waren sie wunderschön, kostbar – unantastbar, könnte man sagen. Ein Gedicht von Heinrich Heine erfüllte den Raum. »Ist das nicht doch etwas zu lieblich, was du dir da zu träumen wagst?« So ähnlich ging es mir durch den Kopf. Irgendwann kam eine von ihnen auf mich zu und reichte mir eine Freesia. In diesem Moment ertappte ich mich beim Mitschreiben. Was gibt es hier mitzuschreiben? Ich schreckte auf. Was zu sehen war, war einfach unbeschreiblich. In welcher Berufung war ich eigentlich hier? Mich überkamen schauerliche Gefühle. Wiederum wech-



selte die Szene. Aus der Tiefe des dunklen Raumes kamen drei dieser Schönheiten langsam aber unaufhaltsam links an mir vorbeigeschritten. Vor den seitlich sichtbaren jugendlichen Brüsten hielten sie breite Rosensträuße. Ich ermahnte mich, nicht so kitschig aus alten Magazinheften zu träumen. Unbeirrt von meinem Einwand senkten sie die Blumen, das weiße Licht brannte auf den hellen Knospen ihrer Weiblichkeit. Sie verbeugten sich ehrerbietig und legten die Rosen auf Anzugohsen.

Irgendwann spielte »Der letzte Walzer« eine Rolle. Wieder Bewegungen erblühender Fraulichkeit. Das Licht tastete sanft nach den jugendlichen Körpern. Ich träumte gerade von meiner Unschuld, als eine dieser Elfen in einem hellen Trainingsanzug (vielleicht war es auch ein Schlafanzug) mir in die Augen sah. Sie wurde zunehmend größer – ich hörte sie unbefangen und selbstverständlich sagen: »Jetzt sind Sie dran.« Dazu lächelte sie freundlich. Ein eroti-



scher Traum? Ich hatte Mühe, mein Schreibzeug verschwinden zu lassen. Dann folgte ich ihrer unmißverständlichen Geste. Ich glaube, Phil Collins sang. Aber wer weiß das in einem solchen Moment so genau. Wir tanzten miteinander. Nicht sanft. Ausgelassen alberten wir im Takt und hielten uns bei den Händen. Dabei brach meine Freesie entzwei. Das war schade. Sie mußte meine Trauer um die Blume bemerkt haben; mit einem Kompliment wurde ich auf meinen Platz geleitet. Ich atmete tief und zweifelte an meinen Phantasien. War das der Grund meiner Sehnsüchte? Ich drückte vorsichtig an die Innenwand des Traums. Die aber war fest und unnachgiebig. Währenddessen war Michael Jackson gekommen (kann auch sein, es war Tina Turner) und heizte den jungen Frauen ein. Sie mochten das. Ihre Gesten waren energisch, das Licht ließ die hüftenden Brüste ahnen. Fast ein wenig fraulich wirkte das. Plötzlich wurde es hell. »Vielleicht stellt sich jetzt heraus, daß man mir etwas vormacht«, hoffte ich. Aber die Schönen brachten in kurzen Kleidchen und knappen Kellnerschürzen den Leuten im Raum zur Ernüchterung Bier. Aus unerklärlichen Gründen habe ich das Bier nicht getrunken. Nein, ich wollte das alles nicht wahrhaben.

Doch ein klarer Knabensopran riß mich vom Rand des Traumes wieder mit in die Tiefe. Erneut befand ich mich auf einer Sommerwiese. Die schlanken, geschmeidigen Körper der jungen, großgewachsenen Damen spannten sich. Ihre grazilen Arme streichelten den Wind. Nichts anderes bezweckten sie, als damit der Schönheit zu dienen. Das hatte ich doch alles schon mal gesehen. Aber so ist das beim Träumen. Dieser Jugend-Stil hatte etwas Überwirkliches, Gemachtes an sich. Die Rundungen, Linien und besonders der Faltenwurf. — Diese unschuldige Weiblichkeit war einfach himmlisch: Reine

Kunst. »Bilder einer Ausstellung« — entblößte Oberkörper, flache Brüste — Ich war im Zweifel, ob das nun Nacktheit ist. »Wie kannst du so schamlos an dieser Unschuld festhalten?«, fragte ich mich, während ich ununterbrochen auf die Merkmale der Weiblichkeit sah. Plötzlich merkte ich, daß nicht ich

Unterleib tabu . . . Als es schließlich im Saal wieder hell wurde, war meine sinnliche Verunsicherung verfliegen. Die »Volksbank Pöbneck« und das Kreiskulturhaus waren wieder wirklich. Ich hatte nicht geträumt. Nicht ich, ein anderer war Vater dieser Phantasien. Von dem Foto-



daran festhielt. Ich suchte nach einem Ausweg. Doch das liebreizende und reine Lächeln der jungen Frauen holte mich zurück. Es war nichts dabei, sie unverblümt anzusehen. Das ist doch keine Kunst, redete ich mir ein. Ich wollte etwas Erotik aus diesen Bildern ziehen: mich etwas als Mann fühlen. Doch es blieb Kunst. Ich schaute an mir herab. Die Schnürsenkel waren fest verknotet. Eine Inkansin erfüllte mit ihrer gespenstigen fünf Oktaven umspannenden Stimme den Raum mir Surrealität. Da kam ein Moderator. Ich kannte ihn. Er hatte sich schon die ganze Zeit mit kleinen nebensächlichen Versen schützend vor die Schönheiten gestellt, daß man sie beim Umziehen nicht völlig nackt sehen konnte. Denn in diesem Traum war der

grafen Günther Rössler stammte dieser Jugend-Stil. Acht junge Frauen hatten jenen kurzen Traum von nackter Unschuld vorgespielt, in dem vieles heimtückisch sichtbar wurde. Unterschwellig wohl auch der alte Männerwunsch vom leichten Spiel mit jungen Frauen? Mit seinem Oktett »Schaukasten« war Rössler bemüht, dem Betrachter alle Genierlichkeiten zu nehmen. Das Märchenhafte an diesem Spiel — mit erwachender Fraulichkeit rückte auch die Erotik ins Überirdische: Eben unfaßbar.

HARALD PFEIFER  
Fotos: Waldek

## Auf dem Weg

### Neue (kulturwissenschaftliche) Überlegungen zu einem alten Thema ■

»Es gibt nur eine Unanständigkeit des Nackten – das Nackte unanständig zu finden.« Peter Altenberg

Selbstverständlich ist mir klar, mich mit der Äußerung zu einem derartig umstrittenen und wissenschaftlich unterbeleuchteten Thema – der Erotik in Unterhaltungsprogrammen – recht häufig auf das dünne Eis der Spekulation zu begeben, dennoch halte ich eine Fortführung der im Heft 6/89 eröffneten Diskussion dieses »HEISSEN« Problemfeldes für dringend notwendig.

Wenn auch als Einstieg nicht gerade die »Krone des Originellen«, möchte ich trotzdem versuchen, den Begriff Erotik kurz zu definieren. Wichtig dabei ist vor allem eine klare Trennung von Erotik und Pornographie. Wie diese beiden Phänomene zu unterscheiden sind, wird wohl noch lange umstritten bleiben. Während meiner Meinung nach in der Erotik die Sexualität nicht isoliert, sondern als integrierter Bestandteil des menschlichen Lebens, dargestellt wird, Zärtlichkeit und Liebe eine wesentliche Rolle spielen, verabsolutiert und isoliert die Pornographie in den meisten Fällen das Sexuelle, werden Darstellungen bis zur Brutalität ausgedehnt. /1/ Trotz dieser engen Bezüge zur menschlichen Sexualität ist Erotik weder streng biologisch noch rein psychologisch erklärbar, sondern verfügt in ihrer sozialen Bedeutsamkeit auch über eine kulturelle Seite.

Gerade um diesen letztgenannten Aspekt ging es mir bei der genaueren Betrachtung der Erotisierung von Unterhaltung. Historisch gesehen wird erkennbar, daß der »Schuß Erotik«, der ja oft einer geantzen oder artistischen Darbietung den letzten Pfiff gibt, oft über den Erfolg eines ganzen Programmes entscheidet, keinesfalls

eine Erfindung des modernen Varietés darstellt. Dafür nun einige interessante Rückblicke: Bereits vor ca. 3500 Jahren in Ägypten erfreuten Pharaos Amenophis III. und seine Gäste Tanzmädchen, die nur mit einem schmalen Hüftgürtel bekleidet waren. Da diese reizenden Programmteile neben akrobatischen Vorführungen u. ä. nur beiläufig in die Feste »eingestreut« wurden, kann der Vergleich zu unseren heutigen Shows dennoch nur vermittelt gezogen werden. /2/ Auch aus der Antike berichten Wandmalereien, Schriften und archäologische Zeugnisse bemerkenswerte Tatsachen zur Freizeitgestaltung der freien Bürger. Erst kürzlich kamen britische und amerikanische Wissenschaftler einer regelrechten antiken römischen »Sex-Show« auf die Spur. In Aphrodisias, einer Kultstätte in West-Anatolien, konnten die Fundamente des »Maiuma«-Theaters, das von den frühen Christen als Sündenpfuhl ihrer Zeit bezeichnet wurde, freigelegt werden. In dem 175 Meter mal 30 Meter großen Wassertheater ließen dann die ohnehin fast unbedeckten »Darstellerinnen« unter der etwa einen Meter hohen Wasseroberfläche auch das Feigenblatt fallen. /3/ Im Frankreich der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert erfreuten sich in der adeligen Gesellschaft sogenannte »fêtes d'amour« besonderer Beliebtheit. Zunächst wurde gut gegessen und ausgiebig getrunken bevor man es sich zu zweit bequem machte.

Dank der »kulturellen Umrahmung« solcher Feste durch dünn bekleidete Tänzerinnen brauchte kein Gast, ob männlich oder weiblich, seine Phantasie lange zu strapazieren – man kam also schlicht und einfach »zur Sache selbst«. Eine große Rolle bei der Suche nach immer neuen erotisch geprägten Vergnügungen spielten in Frankreich wie auch im England des 18. Jahrhunderts die Privat-



Die abgebildeten Personen sind mit den im Text genannten nicht identisch.

Die Redaktion

theater. Die Verbindung von Unterhaltung, Erotik und gesellschaftlichen Konventionen wird immer enger und offensichtlicher. So ließ beispielsweise der Earl of Rochester mit seinem Spiel »Sodom« die Freiheit des Geschlechtlichen proklamieren. Im Handlungsverlauf erhob der König die Pädasterie (Knabenliebe) zum Gebot während die Königin mit ihren Hofdamen und einigen jungen Herren in aller Ruhe Orgien feierte. Dies alles wurde auf der Bühne detailgetreu vorgeführt, natürlich nur vor einem ausgewählten Publikum. /4/ Überhaupt ist für alle angeführten Beispiele typisch, daß diese Art der Freizeitgestaltung immer nur einigen »Privilegierten« (um beim aktuellen Begriff zu bleiben) offenstand, ein Zustand, der bis heute nicht gänzlich überwunden ist.

Am 3. Februar 1892 fand dann in einem Pariser Music-Hall-Programm ein Ereignis statt, das die Verbindung von Erotik und Unterhaltung bis heute in der Öffentlichkeit, positiv oder negativ beurteilt, symbolisiert: »Mado«, eine junge Tänzerin führte erstmalig einen Entkleidungsanzug auf – das Strip-tease war geboren. Obwohl seit

## zur nackten Normalität

der »Erfindung« schon fast 100 Jahre vergangen sind, ist das Striptease noch immer heiß umstritten. Eine große Bedeutung hat in diesem Zusammenhang die langjährige Vermarktung (und Degradierung zur Fleischbeschau) dieses soviel Sinnlichkeit versprühenden Tanzes in zweifelhaften Etablissements. Mit dem Schritt vom Programmtitel, beispielsweise in einem Varieté, zur Non-Stop-Strip-Show folgt für mich auch die Gleichsetzung von Striptease und Pornographie. Erst auf dieser Stufe wird die Frau zum bloßen Sexobjekt. In dieser Meinung fühle ich mich auch durch die in die gleiche Richtung zielenden Worte unserer ersten DDR-Profi-Stripperin Daniela Richter als Gast der Sendung »Tops & Flops« (DFF 2) bestätigt. Auch diese junge Dame beantwortete, bevor sie letztlich alle Hüllen fallen ließ, die Frage nach der Striptease-Tänzerin als Sexualobjekt abschlägig. Wie schon diese öffentliche Präsentation der Künste Daniela Richters zeigt, hat sich in den letzten Monaten auch auf diesem Sektor eine Menge bewegt. Den Beginn dieser speziellen Variante von Glasnost würde ich allerdings schon Mitte der 80er Jahre datieren und dem Fernsehen dabei eine Vorreiterfunktion zusprechen. Durften in den 70ern in diversen Silvester-

shows und beim »Außenseiter – Spitzenreiter« einige nackte Tatsachen zu sehen sein, so sorgte dann Jahre später »Erotisches zur Nacht« für Einschaltquoten, die im folgenden nur durch die der »ak« während des stürmischen Herbstes 1989 überboten worden sind. (Zu diesem Resultat gelangt man jedenfalls, wenn man versucht, die öffentliche Meinung in diesem Punkt zu befragen. Genaue statistische Angaben zur Sehbeteiligung lagen mir nicht vor.) Seit etwa drei Jahren ist es nun auch möglich, Erotik pur und live zu erleben. Ob als erotischer Tanz, Bodyshow oder Nacht- und Miedermodenschau – die Nachfrage ist enorm und steigt ständig. Dennoch mangelt es vor allem an guten Darbietungen. Auch in Magdeburg, wo ich in Sachen Unterhaltung und Erotik unterwegs war, sind die Veranstalter (von KGD bis Interhotel) auf der Suche. Leider in den meisten Fällen noch erfolglos. Ein Zustand, der sich garantiert schnellstens ändern wird, doch angesichts der Veröffentlichung bereits zweier Magdeburgerinnen in bekannten BRD-Herrenmagazinen verwundert. So machte ich mich also auf nach Cottbus:

»HAUTNAH – Erotisches zur Nacht« heißt »die einzig verbindliche Erotikshow... der DDR?«, die ich mir Mitte März im Haus der NVA ansehen konnte. Sogar die Ausgangssituation wurde dem (in diesem Falle interessierten Fach-) Publikum per Faltblatt der Agentur »Cottbus concert – GmbH« gleich mitgeliefert: »... stellen Sie sich vor, Sie sitzen bei einem Long Drink und langweilen sich... Das muß aber nicht so sein!!! »HAUTNAH«... ist der Name der Lösung...« So vertauschte ich also, zumindest gedanklich, die recht harte Bank im Saal mit einem bequemeren Sitzmöbel und wartete auf all' die pikanten Überraschungen, die der Programmtitel versprach. Vor recht bescheidener

Kulisse, einer Mischung aus Künstlergarderobe und französischem Straßencafé, ging es mit Altberliner Melodien gleich zurück in die »Goldenen 20er«. »Nicht Mauern sollen heute fallen, sondern die Hüllen« verspricht der Herr vom Duo »Hautnah« – also nun doch endlich mal Erotik pur. In diesem Sinne geht's nun also richtig los. Zwei junge Damen vom »Modelflirt« beweisen, daß sie nicht nur gut Charleston tanzen können, sondern es gut verstehen, sich Stück für Stück ihrer sparsamen Hüllen so entledigen. Und das auf gekonnte Art und Weise! Doch kaum hat eine Lady einen kleinen Vorsprung im reizenden Wettstreit »erstript«, tritt das allgegenwärtige Auge des Gesetztes, die schon längere Zeit im Saal schnüffelnde »Sittenpolizei« in Erscheinung. Diesem »Beamten« ist natürlich zuviel, was da auf der Bühne entblättert wurde und wird. Da betritt doch tatsächlich dieser Spielverderber die Bühne im Kampf für die öffentliche Moral, reißt sich den schweren Mantel über den Kopf um die Blöße zu bedecken und scheint in aller Eifrigkeit nicht zu bemerken, daß **sie**, denn so ein nackter Po ist der beste Beweis dafür, nun selbst barfuß bis zum Hals ist. Licht aus – Bühne leer. Nachdem sich das Duo die Bühne zurückerobert hat, folgt Miss Montana & Ass. mit einer exzellenten Drahtseildarbietung auf dem Standapparat. Für mich, als Nichtfachmann, einer der Höhepunkte des gesamten Programms, vor allem, weil diese Prinzessin auf dem Seil für meine Begriffe mehr Erotik ausstrahlt als andere, sozusagen vordergründig erotische, Programmteile. Da fallen mir beispielsweise die im Anschluß präsentierten Sexy-Desous ein. Die Schrittfolgen der drei hauchzart verhüllten Schönen waren einfach zu monoton, ihre Bewegungen zu gleichartig – der ganzen Darbietung fehlte einfach



noch ein Quentchen Pep. Vielleicht kann ich aber auch den beschriebenen Showteil gar nicht gerecht kritisieren. Schließlich bin ich kein Experte wie der Herr vom Duo »Hautnah«, der sich als »Ornithologe – Kenner der Vögelkunde« zu erkennen gab. »Bejaflor« bedeutet übersetzt Kolibri. Eberiso zart und gewandt zeigte sich eine dem Bühnennebel entsteigende Akrobatin, um deren Geschmeidigkeit und Körperbeherrschung man sie nur beneiden kann. Das, was sie an »naiver Nacktheit« präsentiert /5/, ließ, vor allem in Anbetracht der Perfektion und erotischen Ausstrahlung, sogar manchem mittlerweile schon unkonzentrierten Zuschauer kurzfristig den Atem stocken. Mir geht es nicht darum, hier das gesamte Programm zu zerpfücken, sondern die aufgezählten Nummern sind Beispiele. Sie sollten verdeutlichen, wie schwer es ist, eine auf das erotische Moment konzentrierte Darbietung aufzubauen. Mir als Zuschauer genügt es jedenfalls nicht, mich an aufregenden Dessous zu erfreuen, wenn sie einfach nur getragen und nicht präsentiert werden. Sicher spielt dabei der Veranstaltungsort eine wichtige Rolle. Gerade bei den nicht so zur Wirkung gekommenen Showteilen mangelte es am Kontakt zum Publikum, fehlte das kleine Augenzwinkern, dieses Prickeln, das die Sache für beide Seiten zum Genuß macht. Gerade darauf sollte meines Erachtens beim Einkauf von Programmen diesen Charakters geachtet werden. Übrigens werden die Cottbuser nun das Prädikat »einzig« aus ihren Ankündigungen streichen müssen. Die Konkurrenz schläft nicht. Mit der Erotik-Show »La belle« wird den Veranstaltern mittlerweile eine vergleichbare Produktion angeboten. Weitere Projekte werden folgen, denn, wie bereits angeführt, der Bedarf ist enorm gestiegen, auch mit den nun grenzenlosen Möglichkeiten seiner Befriedigung. Zu erwarten ist der Einstieg

großen Geldes vor allem auch in den Sektor Unterhaltung und Vergnügungskultur. Ähnliches vollzog sich auch nach dem zweiten Weltkrieg in der BRD. Neben Sängern und Artisten standen Schleier- und Schönheitstänzerinnen, Nacht- und Unterwäschemodenschauen wurden verstärkt eingesetzt und nach und nach kam es zu dem, was heute als »Strip-teasexplosion« Ende der 50er Jahre bezeichnet wird. Ein Prozeß, der dazu führte, »daß die Abend- und Nachtlokale immer mehr auf das Engagement von Artisten, Sängern, Magiern verzichteten (sofern sie nicht in irgendeiner Form nackte Brüste präsentierten) und nur noch »Stripperinnen« verpflichteten... . Erotische Einseitigkeit drängte das Variété hinaus.« /6/ Erst in den 70er Jahren erfolgte, im Ergebnis der Entwicklung der Striplokale zu Pornoshows während der Sexwelle am Beginn des Jahrzehnts und unter dem Eindruck eines nachlassenden Publikumsinteresses, eine Wiederbesinnung auf Artisten, Sänger und andere Variétékünstler. Die Mehrzahl der Nightclub- und Variétéprogramme gewann wieder an Vielfalt, was nicht bedeutet, daß Striplokale gänzlich ausstarben. Ihre Zahl reduzierte sich auf ein bedarfsgemäßes Niveau, das sich bis heute gehalten hat. Ohne über die Möglichkeiten eines Propheten zu verfügen, ist auch für uns meiner Meinungen nach ähnliches zu erwarten. Wenn sich in einer Umfrage des Hamburger Gewis-Institutes 60 % der unter und 48 % der über 30jährigen für die Freigabe der Pornographie aussprachen so ist dies schon eine ernstzunehmende Größe. Ein Bedürfnis, welches einer konkreten Analyse bedarf und das es zu diskutieren, ja schließlich auch gesellschaftlich zu lösen gilt. Die sofortige und unkontrollierte Freigabe der Pornographie kann dabei nicht die Lösung sein. /7/ Auf dem Weg zu akzeptablen Lösungsvarianten, eben zur nackten Normalität, erscheinen mir vor

allem Initiativen, wie die der Deutschen Sex-Liga e.V. als bemerkenswert. Eine vergleichbare Vereinigung existiert seit kurzem auch in der ČSFR.

Nun soll jedoch keinesfalls der Eindruck aufkommen, uns erwarte ein von Sex und Pornographie dominiertes Veranstaltungsleben. Hier herrscht kein Automatismus, wenn auch die Ausgangssituation bei uns eine ähnliche ist, wie die in der Nachkriegsperiode in der BRD. Zwischen beiden Ereignissen liegen über 40 Jahre nicht zuletzt kultureller Entwicklung. Macher und Publikum werden gemeinsam die weitere Richtung, in der sich Unterhaltung wie kulturelles Leben allgemein zukünftig ausprägen werden, bestimmen. Die Möglichkeiten, unser Veranstaltungsspektrum um bisher unbekannte oder unterrepräsentierte Bereiche zu erweitern, sind vorhanden. Dabei denke ich nicht nur an die in diesem kurzen Beitrag in Historie und möglichen Perspektiven diskutierte Erotik in der Unterhaltung, wenn auch gerade dieser Aspekt momentan von großem öffentlichen Interesse ist. Kein Wunder, das Thema Nr. 1 wird es auch bleiben, Thema Nr. 1.

R A I N E R S T O R B E C K

#### Quellen:

- 1) vgl. Selg »Pornographie. Psychologische Beiträge zur Wirkungsforschung«, Bern/Stuttgart/Toronto, 1986, S. 33ff
- 2) vgl. Ernst Günther »Geschichte des Variétés«, Berlin, 1978, S. 21
- 3) vgl. »Berliner Morgenpost« vom 28. 03. 1990
- 4) vgl. Paul Frischauer »KNAUERs Sittengeschichte der Welt«, Bd. III, Zürich, 1970, S. 9ff
- 5) Ernst Günther a. a. O. S. 81
- 6) ebenda S. 169
- 7) Umfrage des Gewis-Institutes Hamburg im Auftrag von »Neue Revue«, zitiert nach »Volksstimme« Magdeburg vom 17. 01. 1990





Woran denkst du???

ooach... am nix besonderes!!

BECK

ALLES WAS MÄNNERN SPASS MACHT

NR. 2 · FEBRUAR 1990 · 9 DM

# PLAYBOY

**SUPERMÄDCHEN**

**PLAYMATE AUS KÖLN**

**DREI VON IBIZA**

**UNGARIN AUF HAWAII**

**WEM GEHÖRT  
DAS ZDF?**

**ZUM TRAINING IN  
DIE HÖLLE**

**MIKE HAMMERS  
COMEBACK**

**KAFFEEHÄUSER  
TRINKSITTEN**



32 1/4 38 44 50 56 62 68 74 80 86 92 98 104 110 116 122 128 134 140 146 152 158 164 170 176 182 188 194 200 206 212 218 224 230 236 242 248 254 260 266 272 278 284 290 296 302 308 314 320 326 332 338 344 350 356 362 368 374 380 386 392 398 404 410 416 422 428 434 440 446 452 458 464 470 476 482 488 494 500

# Nacktheit als Volkseigentum

## Bravo für die Herren oder der lange Weg zum Playboy

Seit die Magdeburgerin Anja Kossak im Playboy Playmade des Monats war, ist dieses Herrenmagazin eine Zeitschrift mit deutsch-deutschem Format geworden. Anjas Maße (82-58-89) gingen durch fast alle Tageszeitungen, bildhaftes Beweismaterial auch, die Überschriften waren eher weniger originell. Der Einstieg für die Zeiger-Gern-Damen aus der DDR scheint geschafft. Nicht nur Anja – auch Günter (Gueffroy) hat den Fuß in der Tür. Die Westanteile sind zwar noch erdrückend, aber das kann sich ja noch ändern. Der westliche Medienbaum hat bei uns Herbst gespielt und seine Blätter über uns abgeworfen. Letztes hörte ich im Radio, auch hier sei der Playboy schon gesichtet worden. Bei einem Gemüsehändler in Berlin – für 27 M, also 1:3. Auch in Leipzig wurden Herrenmagazine mit den farbig abgebildeten Busenwundern feilgeboten. Die Herren drängten sich. Mit etwas geröteten Gesichtern blättern sie. Nach dem Preis hatte keiner gefragt. Vielleicht wollten sie auch nicht kaufen.

Wieder einmal hatte mich die Neugier beim Ärmel gepackt. Der Playboy ist für uns längst ein Markenzeichen: Wird er genannt, zucken Mundwinkel, und das Häschen mit Fliege und Frack klebt an Trabi-Heckscheiben . . . Wie aber sieht der Playboy aus der Nähe betrachtet aus? Wie lockt er den Leser? – Zunächst war für mich die Frage, wo ich dieses Magazin zur Einsicht bekommen würde. Als Leipziger drängte es mich in die Deutsche Bücherei, die ehrwürdige Anstalt für wertungsfreie Buchhaltung. Ich wanderte also durch die endlosen Gänge der Karteikastenschränke und fand natürlich nichts. blieb halt nichts übrig, als zu fragen.

Die junge Bibliotheksmitarbeiterin blieb auf meine Frage hin locker und behilflich; nur einige kleine rote Fleckchen im Gesicht verrieten, nach welcher Lektüre ich verlangt hatte. Sie fand so wenig wie ich – nichts. Also warf ich kurzer Hand den Bestellzettel ohne Signatur jedoch mit einer »Dienstbescheinigung« in den Kasten. Als ich mich am nächsten Abend zur Lektüre und Bildbetrachtung in der DB einfand, wurde ich freundlich wieder nach Hause geschickt: Das sei Verschlußliteratur, die im Zimmer 207 ausgegeben werde, dort sei aber ab 16 Uhr niemand mehr anzutreffen. Ich müsse schon tagsüber erscheinen. Das tat ich dann auch. Zum Zimmer 207 wurde ich in die zweite Etage geschickt. Ich klopfte an, öffnete die große Tür und stand wiederum in einem Treppenhaus. Ein Pfeil wies nach oben: Lesesaal für spezielle Literatur. Ich ging eine Treppe, eine zweite – der Pfeil zeigte immer noch nach oben. Als es schließlich nicht weiterging, bot sich noch eine enge Wendeltreppe. Der Pfeil wies schräg aufwärts. Mit gemischten Gefühlen, etwas Verbotenes zu tun, ging ich weiter. Ich hätte mich nun nicht mehr gewundert, wenn ich geradewegs in ein Fotoatelier mit nackten Schönen und schwitzenden Fotografen gelangt wäre. Aber ich kam in ein Bibliotheksbüro voller Arbeit und Seriosität. Warum das Versteckspiel? – fragte ich. Wir haben 500 Mitarbeiter. Wenn jeder von ihnen den Playboy lesen wollte, wäre er danach hin. Sperrliteratur aber sei es dennoch nicht . . . Dann wurde ich in den kleinen Lesesaal gebeten, ich solle mich setzen, man würde mir die gewünschte Lektüre bringen. Hell war's dort, still war's auch, manche schrieben, manche lasen und manche schliefen. Es dauerte nicht



lange, und ich hatte fast einen ganzen Jahrgang auf dem Tisch.

Wie sieht man sich nun den Playboy an? Als Mann? Als Kritiker? Das läßt sich nicht so genau trennen. »Sie packte mich an meiner empfindlichsten Stelle«, singt in diesem Sinne schamlos Udo Lindenberg – aber behalten wir die Sache im Kopf. Erotische Phantasien sind oft kitschig komplikationslos oder randvoll von Problemen und Hindernissen. Probleme und Hindernisse aber kann man hier nicht gebrauchen. »Lust statt Frust« ist die Devise – man ist tunlichst darum bemüht, Frust zu verschrecken. Man bedient die kitschige Komplikationslosigkeit: Ein Bravo für die Herren. Anders formuliert: Eine »Bravo« für Herren. Damit der Kitsch nicht auffällt, nimmt man den Betrachter und Leser im Sturm. Die nackten Schönen geben sich nicht verückt und schüchtern. Sie bedienen die Herren mit entgegenkommenden Posen. Da gibt's kein Problem mehr. Sie sind für den Genuß angerichtet, hergerichtet oder zugerichtet – ich weiß nicht, welches hier das richtige Verb ist. So, wie sie in die Linsen lachen, sind sie auf jeden, der sie gerade ansieht, ganz besonders scharf. Nacktheit als Volkseigentum! Die Herren werden hofiert (hier sagt man vielleicht besser animiert) und in ihrer Unwiderstehlichkeit bestätigt. Sonst



würden sich ja die unbegreiflichen Schönheiten nicht so öffnen. Die Busen freigelegt, die Slips von zarten Damenhänden leidenschaftlich grob zur ungehinderten Einsicht zur Seite gerissen. Die Blicke der Schaustellerinnen bestätigen die Bildunterschrift »Hallo, wie findet ihr mich?« – Und der distinguierte Betrachter in Nadelstreifen oder Jeans-Verkleidung versinkt unweigerlich in einen Tagtraum, wie Teenies, die ihren heiß geliebten Star in der »Bravo« entdecken. Plötzlich war ich wieder gegenwärtig. Es war einfach zu ruhig um mich. War ich wirklich der einzige Betrachter? Ich vergewisserte mich, ob mir jemand über die Schultern sah. Aber sie lasen, schrieben, schliefen oder sahen aus dem Fenster. Die hatten ihre eigene »spezielle Literatur«. Ich wandt mich also wieder der »Droge Frau« zu. So sieht es jedenfalls Wilfried Wieck in seinem Buch »Männer lassen lieben«: »Frauen verschönern Männern nicht nur einfach das Leben, sie befriedigen nicht nur ihre zärtlichen und sinnlichen Bedürfnisse, sondern sie garantieren, daß die Männer bei Verstand bleiben.« Das klingt zwar wie ein Psycho-Striptease – etwas Wahres ist aber schon daran. Sonst hätten ja all die Herrenmagazine nicht überleben können. Frauen als Therapeutinnen: Sie lächeln, spenden Sympathie, hören interessiert zu – die Herren können sich ungestört entfalten und meinen aus eigener Kraft. In diesem Sinne therapeutische Kraft haben auch die jungen braungebrannten Nackedeis. Mit ihrem Lächeln laden

sie zum Betrachten ein, durch ihre Nacktheit bringen sie dem Betrachter Vertrauen entgegen, und durch ihre Sinnlichkeit nehmen sie ihn als Mann ernst. Das ist doch schon mal was. Nur eben mit dem Unterschied, daß es nicht Frauen sind, die uns da bestätigen; es sind lediglich ihre Abbilder. Der Betrachter wird in die Rolle des Voyeurs gedrängt, und hier tanzt Lust und Scham auf des Messers Schneide Dirty Dancing. Nun aber weiter im Text. Das rund 150 Seiten starke Journal bietet ja nicht nur Abbildungen. Ganz nebenbei wird man in die Lektüre hineingezogen. Die Überschriften hangeln so an der Gürtellinie entlang und drohen öfters abzustürzen, weil sie mehr Absichten als Inhalt haben: »Das Mädchen für eine Nacht ist nicht unbedingt die Frau fürs Leben.« Gelockt wird auch mit Bukowskischer Poesie, die eigentlich so auf Glanzpapier gedruckt, wie eine Vergewaltigung auf mich wirkt: »Sie ging auf wie eine Blume im Regen, ihr sagenhafter Hintern sah mich an, und ich sagte ihr, wie gut ich mich fühle.« – Dirty Old Dressman: Charles Bukowski als Brautvater im Smoking . . . Blättern man weiter, kommt eine Portrait-Serie: Lauter Hinterteile. – Die festen Rubriken im Playboy sind: Interviews, Ratgeber, Magazin, 12 Fragen und am Ende die kleine feuilletonistische Plauderei von Werner Schneider. Ich hatte den Eindruck, daß dieser Riese an Geist, Körper und Genußfähigkeit nach all den nackten Busen und strammen Hinterteilen etwas schulbubenhaft wirken muß. Vielleicht ist das auch

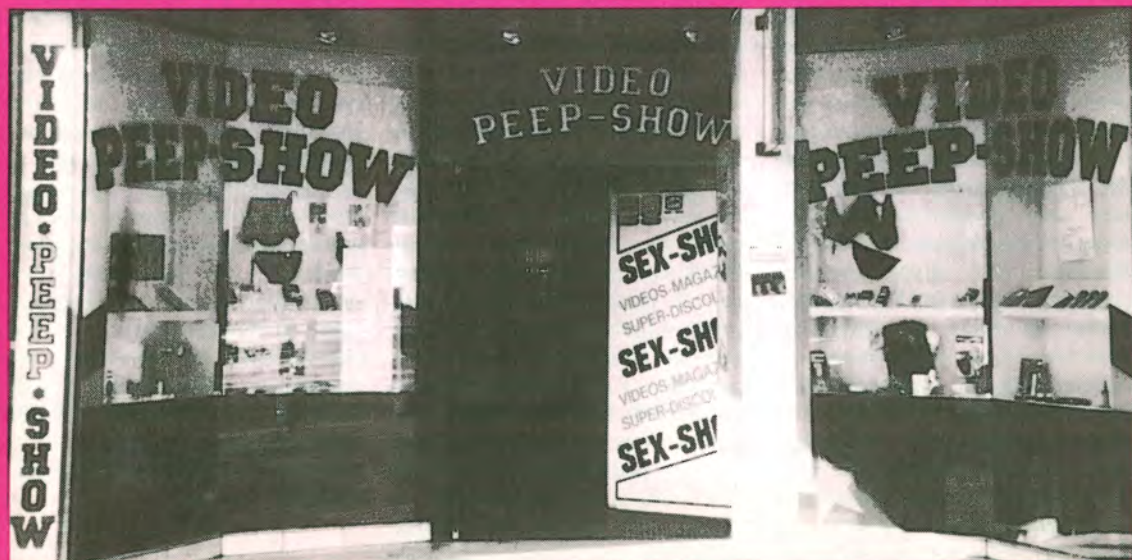
so gewollt. Ein bißchen mit Anstand winken. Die Interviews sind recht interessant, weil man deutlich merkt, daß die Redakteure dabei sich redlich Mühe geben, ihre Objekte in das Muster des Playboy einzupassen. Ute Lemper bekam das am Härtesten zu spüren. Auf der Spur nach Lesenswertem eierte der Interviewer mit seinen Fragen zwischen Busen, SPD, Karriere und Wiedervereinigungssängsten herum. Damit seine Ratlosigkeit nicht all zu vordergründig wurde, ging er zum Angriff über. Das Ergebnis war seitenlange Langeweile. Da waren die 12 Fragen schon besser auf die Interview-Partner abgestimmt. Der Käsespezialist wurde zu Käse befragt, der Sportjournalist zu Sport, die Porno-Königin, wie sie mit der Frauenbewegung zurechtkommt: »In unserer Gesellschaft gibt es sehr viel Brutalität. Aber es ist kein Ausweg, die Männer zu hassen.« Doch nie wird das eigentliche Thema vergessen. Gabriela Prahm, Chefredakteurin vom Playgirl, antwortet ebenso unverblümt, wie sie gefragt wird: »Männer leiden fast alle unter Profil-Neurosen« – »Mögen sie Quickies?«, kann man da nur noch schnell fragen: »Sehr gern. Und möglichst oft. Aber nur mit Kondom. Ich habe immer welche dabei.« Und damit ist gleich noch die erzieherische Seite berücksichtigt worden. Etwas Verspieltes für den Mann gibt's dann im Magazin: Blechspielzeug oder Autos als Geldanlage. Schließlich beantwortet der Playboy-Ratgeber Leserfragen (mit wahrhaftig verblüffendem Bravo-Format) salopp in Unterleibsnähe: »Meine Freundin (22) nimmt immer ihren Teddy mit ins Bett – auch wenn ich mit ihr schlafe. Ist das normal? – Wenn Sie mit ihrer Braut Liebe machen, ziehen Sie ihm dann einfach die Decke über die Knopfüglein. Der arme Kerl muß ja auch mal ausruhen . . .« Nun weiß ich Bescheid und warte auf die nächste Ausgabe.

Samstagnacht. Nach 22.00 Uhr. Auf der Reeperbahn treten sich die Menschen fast auf die Füße. Im Stadion auf dem Heiligengeistfeld hat am Nachmittag der FC St.Pauli ein 2:2 gegen Eintracht Frankfurt erreicht. Die 20000 Fans haben allen Grund zum Feiern. Die braun-weißen Mützen und Schals, Wimpel und Fahnen sind überall auf dem Dom zu finden, dem riesigen Vergnügungspark an der Reeperbahn. Nun drängen die Fangruppen auch auf die »sündige Meile«. Auf 2,5 Quadratkilometern sind hier 500 Kneipen, Showzentren, Diskotheken, Striplokale, Pornoläden, Sexkinos und Saunacclubs konzentriert. Fast 3000 Mädchen vom »ältesten Gewerbe« warten auf Kunden im Kiez. Vor den Lokalen stehen die Anreißer, drinnen warten die Animierdamen. Das »Maxim« ist ein kleines Striplokal, wie es typisch ist für St.Pauli. Wenige Tische in dunklen Nischen um ein mit rötlichem Licht angestrahltes Podest, auf dem eine nur mit einem winzigen Slip bekleidete kräftige Blondine mit weit auf den Rücken hinabfallendem Haar im Takt der Diskomusik tanzt. Ab und zu dreht sie sich um, betrachtet ihr Spiegelbild in der Spiegelfront hinter sich. Wenn neue Gäste hereinkommen, werden ihre Bewegungen schneller. Links und rechts neben der Bühne sind Monitore angebracht, auf denen nonstop Porno-

## Ein bißchen Sünde

filme laufen. Daneben ist eine kleine Bar. Speisen gibt es nicht, die Getränke sind sündhaft teuer. Ein Bier kostet DM 10,-, die Flasche Sekt über DM 200,-. Die Animiermädchen versuchen die Kunden natürlich dazu zu bringen, ihnen eine Flasche Sekt zu spendieren. Ihr Geschäft ist die Konversation. In ihren Miniröcken drängen sie sich an die Tische und hören vor allem zu. Hier kann jeder Mann sein Herz ausschütten. Ich unterhalte mich mit einem Mädchen – nennen wir sie Karin. An sechs Tagen in der Woche arbeitet sie hier, von 20.00 Uhr bis zum Morgengrauen. Den Tag über schläft sie, steht manchmal erst gegen 18.00 Uhr wieder auf. Sie nimmt dutzenden Männern jede Nacht die Beichte ab, muß zuhören, lustig sein und trinkfest. Jede Nacht raucht sie drei Schachteln »Marlboro«. Sie kommt aus Kiel, hat als Sekretärin gearbeitet, verlor ihren Job und landete hier. Ihr gutes Englisch hilft ihr bei den Gesprächen mit den Touristen

aus aller Welt. Karin fährt einen Golf GTI, bewohnt eine Neubauwohnung, hat keine Kinder und ist unverheiratet. Ich frage sie nach den Touristen aus der DDR, die nach der Öffnung der Mauer in Scharen auf die Reeperbahn kommen. Ihr Geldmangel mache sich störend bemerkbar, antwortet sie mir. DDR-Geld wird nicht angenommen, und die deftigen Preise können sie zumeist nicht bezahlen. Nach schlechten Erfahrungen mit DDR-Touristen wird nun im »Maxim« und anderswo erst nach dem Geld gefragt, wenn der Verdacht besteht, daß der Besucher aus dem Osten Deutschlands kommt. Es ist ohnehin dringend anzuraten, die Getränkekarte vor dem Bestellen genau durchzulesen. Die DDR-Touristen sind unter den durchschnittlich täglich 40000 Reeperbahnbesuchern bereits deutlich auszumachen. Ihr Anteil wächst ständig. Aber Mädchen aus der DDR arbeiten noch nicht hier. Ich verabschiede mich von Karin, die sich den nächsten Besuchern zuwendet, einer Gruppe Thailänder. Der Strom der nächtlichen Reeperbahnbesucher nimmt mich auf und zieht mich mit sich fort. Vor der Herbertstraße ist ein großes rotgestrichenes Metalltor. Durch eine kleine Pforte schlüpfen Männer in die dahinterliegende enge Straße. Für Frauen und Jugendliche unter 18 Jahren ist der Zutritt verboten. In der





Feuerwehruzufahrt

Feuerwehruzufahrt

ZUTRITT

für Jugendliche unter 18 Jahren  
und Frauen

VERBOTEN

Gasse warten in den Fenstern die Mädchen auf Freier. Seit 1900 ist die Herbertstraße auf Beschluß der Stadtverwaltung von Hamburg ein öffentliches Bordell. Prostitution ist erlaubt. Die Bordelle sind rund um die Uhr geöffnet. Das große »Eros-Center« wurde geschlossen. Die Mädchen arbeiten jetzt im »Palais d'Amour«. Das ehemalige »Eros-Center« wird derzeit zur »Küche der Welt« mit elf Restaurants umgebaut. Bekannte Kontakt-Cafés sind auch das »Café Keese« und das »Tanzcafé Mehrer«. Der Autostrich ist am Fischmarkt. Das Geschäft mit der Prostitution wurde durch die Aidsgefahr stark beeinträchtigt. Dennoch existieren die Bordelle weiter. Die Benutzung von Kondomen ist erwünscht. Manche Taxifahrer sollen sie an ihre Kunden kostenlos verteilen, wenn eine einschlägige Adresse in St. Pauli als Fahrziel genannt wird. Seit 90 Jahren sitzen die Mädchen in den Schaufenstern der Herbertstraße. Sie werden es wohl auch im nächsten Jahrtausend noch tun. Das älteste Gewerbe der Welt bietet eine sehr persönliche Dienstleistung, für die, solange es zivilisierte Menschen gibt, Kunden dazusein scheinen. Verbote und Verfolgungen helfen nie etwas. Die Diskussion über das Für und Wider dauert seit Jahrhunderten an. Frauenrechtlerinnen sehen in der Prostitution eine besonders krasse Form der Ausbeutung und Unterdrückung der Frau. Die Mädchen der Herbertstraße sind über solche Attacken erhaben. Solange ein »Markt« für ihr Gewerbe

besteht, werden sie hier arbeiten. In der Interessengemeinschaft (IG) St. Pauli haben sich viele der Gewerbetreibenden und Grundeigentümer des Vergnügungsviertels zusammengeschlossen, um den Ruf der Reeperbahn besonders bei den Hamburger Bürgern wieder aufzupolieren. Die sündige Meile gilt hier als Touristenfalle, wo die »schnelle Mark« gemacht wird. Ein verbessertes Serviceangebot soll die Reeperbahn für die Hamburger wieder anziehender machen. Ein »Genießer-Scheckheft« im Wert von DM 50,-, das in allen etwa 150 Betrieben der IG eingelöst werden kann, soll das Vertrauen der Kunden in die Wirte verbessern. Alle IG-Betriebe sind mit einem roten »St. Pauli-O.K.« ausgezeichnet. Diese Schilder sollen dem Besucher die Absicht der Eigentümer verdeutlichen, daß sie in diesem Hause nicht übervorteilt werden. Nach dem zweiten Weltkrieg haben Nepp, Zuhälterei und Kriminalität in St. Pauli oft viel Ärger bei den Hamburgern ausgelöst. Unmittelbar nach Ende des Krieges blühte hier der Schwarz-Markt. Die 50er Jahre waren die »wilden Jahre«, es gab Morde und Zuhälterkriege. Dennoch war die sündige Meile in das ganz normale Leben integriert. Der Gang über die Reeperbahn, den der Geschäftsmann seinem Geschäftspartner bezahlt, war eine übliche Aufmerksamkeit, die steuerlich absetzbar war. Geschäftsleute und Touristen wurden die Hauptkunden. In den 60er und 70er Jahren wandelte sich der Charakter des Amüsiervier-

tels. Die Tanzlokale verschwanden, aus fast jeder Bierkneipe wurde ein Striplokal oder eine Automatenhalle. Noch 1963 hatte ein gemalter weiblicher Akt im Vorraum einer Bar Anstoß bei den Behörden erregt. Mittlerweile strahlen jeden Abend bunte Neonleuchten viel eindeutiger Motive unbehelligt in die Nacht. Die Reeperbahn ist jetzt in erster Linie auf das Geschäft mit Sex ausgerichtet. Es geht nicht schlecht. An warmen Sommerwochenenden können bis zu 100 000 Menschen an einem Abend in St. Pauli unterwegs sein. Die Hamburger bedauern jedoch, daß die Reeperbahn viel von ihrem Flair verloren habe, es gäbe zuviel Sex und zuwenig Tanzlokale mit Live-Musik. Etwas ändern könne sich nur, wenn wieder mehr Hamburger über die Reeperbahn bummelten, so in einer Leserumfrage des »Hamburger Abendblattes«. Auch die IG St. Pauli hat erkannt, daß nur ein geschäftliches Standbein (der Tourismus) nicht ausreicht. Touristen sind ohnehin nur kurz in der Stadt. Ein geprellter Hamburger wird seine Erfahrungen an Kollegen und Freunde weitergeben und kaum wieder auf die Reeperbahn kommen, die nun einmal, ob geliebt oder nicht, zu Hamburg genauso gehört wie der Hafen und der Michel. Die Reeperbahn verkauft nicht Schönheit und nicht Romantik, darüber sollte man sich vor einem Besuch im klaren sein – sie verkauft Erotik. Gelegentlich auch gut.

HANS KRECH  
Fotos: Krech

NEU!

## TerminKartenService

Wir verschicken Ihre Freidaten an 230 potentielle Veranstalter in Ost und West, die diese zur Programmgestaltung verwenden.

Das ist die beste Art der Werbung!

Sie brauchen nur monatlich 1 aktuelle Karte an den TKS zu schicken.

Wenn Sie mehr wissen wollen, fordern Sie unverbindlich und kostenlos Info-Material an oder fragen Sie Ihre Kollegen!

**TerminKartenService**

**René Fritsch**

Erika-von-Brockdorff-Str. 8

**Leipzig**

**7022**

NEU!

## ENDLICH IN DER DDR

Wir bieten ab sofort das ideale Nachschlagewerk für die internationale Showbranche den

### KÜNSTLER KATALOG '90

sowie die Fachzeitschrift der Showbranche das

### KÜNSTLER MAGAZIN

die unverzichtbaren Arbeitsmaterialien jeder Agentur, jedes Veranstalters und Künstlers!

Neben Bestellungen und Abonnements nehmen wir Anzeigen für Katalog '91 und Magazin entgegen. Des weiteren fertigen wir exclusive Werbetrucksachen wie Werbekarten, Prospekte, Visitenkarten etc. für Ihre persönliche Werbung an! Dabei stimmen Qualität und Preis! Fordern Sie unsere Preisliste und Musterexemplare an!

Als Agentur bieten wir jedem Veranstalter unsere Dienste bei der Programmgestaltung und internationalen Künstlervermittlung an! Ihre

**ReiKu – Agentur – Gera**

PSF 341

**Gera, 6500**

der offizielle Vertreter der gedu-Werbe- und Verlags-GmbH Sindelfingen in der DDR

NEU!

NEU!

## MARKETING IST ALLES

Unterhaltungskünstler aller Genres, Musikgeschäfte sowie andere Firmen haben die Möglichkeit in unseren

### KÜNSTLER – KATALOG

aufgenommen zu werden.

**MEDIA KUNST & KULTUR**

Abt. VAKO-MANAGEMENT – Torsten Sielmon

Krumbholzstr. 2, Bernburg, 4350

Telefon: 29 00

Garantiert nationale und internationale Werbung und Vermittlung!

Unterhaltung für die ganze Familie

### SHOW FÜR KLEINE LEUTE

- \* Kinderprogramme \* Straßenfestattraktionen \*
- \* Mobile Diskothek \* Werbefahrten \*
- \* Animation
- \* Mietservice: Straßenspiel-Set, kleine Freilichtbühne, Transporte aller Art \*

**Burkhard Walter**

Gudrunstr. 14, Lindenberg, 1281

Tel. (Berlin) 3 49 37 55



**Faradyst. 65, Leipzig, 7022**

**Telefon: 58 22 82**

## Qualifizierungs-Angebot '90

Das

– Büro zur Förderung Populärer Künste –

vermittelt ab sofort Qualifizierungsmöglichkeiten für alle Interessenten, die sich im unterhaltungskünstlerischen Bereich und darüber hinaus weiterbilden bzw. profilieren wollen.

– Wir vermitteln –

### Einzelunterrichte in den Fächern

- Gesangs/Stimmbildung
- Sprecherziehung
- Musiktheorie/Gehörbildung
- individuelle Regiearbeit

### Gruppenunterrichte in den Fächern

- Bewegungstraining für Gesangsinterpreten
- Tanztraining Klassisch
- Tanztraining Modern/Jazztanz
- Steptanz
- Schauspiel (Grundausbildung)
- Chorische Ausbildung von Vocalgruppen

Voraussetzung zur Wahrnehmung der Unterrichte sind Fachspezifische Grundkenntnisse.

Die Bezahlung der Unterrichte erfolgt nach einer entsprechenden Gebührenordnung.

Interessenten melden sich beim

– Büro zur Förderung Populärer Künste –

Mahlerstr. 20, Berlin, 1120

werktags in der Zeit von 9 – 15 Uhr

Tel.: 3 65 38 04/05

und in der Zeit von 17 Uhr – 21 Uhr

Tel.: 2 29 51 60

## Achtung!

Das Klubhaus „Marx-Engels“ sucht Veranstaltungsangebote für heitere besinnliche Abende bis zum frivol-amourösen Nachtprogramm.

Angaben möglichst mit Werbematerial, techn. Bedingungen und Honorarforderungen an:

Klubhaus „Marx-Engels“

Hydrierwerk Zeit

Zeit 2, 4900, Telefon: 84 26 67/26 68

## Das Klubhaus der Walzwerker Hettstedt

sucht

Veranstaltungsangebote und Werbematerial von Kapellen, Diskotheken sowie Showeinlagen aller Genres zur Gestaltung von außergewöhnlichen Veranstaltungen.

Ihre Angebote bitte an:

**Klubhaus der Walzwerker Hettstedt**  
Klubhausstr. 26, Hettstedt, 4270

Neu!  
Künstlerdienst „Sanssouci“  
Veranstaltungsagentur  
Schwielowestr. 117,  
Caputh, 1506  
bitte alle Künstler um  
Zuschriften zwecks Kartei-  
anlage zur Gestaltung  
von Programmen.

Untermann einer ehemaligen  
Wurfstangendarbietung  
sucht Anschluß an eine  
artistische Darbietung.  
Simone Süß,  
Kl.-Gottwald-Str. 32  
Zwickau, 9550

## HSM – MODEPROJEKT

Die SHOW in Sachen Mode 1990/91 International anspruchsvolle Kollektionen werden zu Ihrer Veranstaltung von professionellen Mannequin präsentiert.

**NEU:** Bestellmöglichkeiten der gezeigten Kollektionen.

H. Szcesny oder: Bln. 2 72 75 03  
Eichelgarten 11

Erkner/Bln., 1250 und Bln. 6 48 95 24  
Tel. 37 73

**Super!  
Sensationell!  
3x Spitzenklasse!**

**Gert Wendel & Barbara  
Jo & Josephine  
Mademoiselle Rollé &  
Johann**

1123 Berlin-Karow  
Florastraße 14  
34 96 948



**ACHTUNG, GESCHÄFTSADRESSENÄNDERUNG**

Das TRIO LA KAA und seine Riesenschlangen  
Erleben auch Sie, „DIE“ exotische Show

**Neuer Kontakt:**

**Lohfink, Ralf**, Nordhäuserstr. 18,  
**Erfurt, 5026**, Telefon 6 49 56

**Demo-Studio in Dresden**

Telefon: Dresden 3 81 64

**„Musik – Kreativ“****– Euer Aktivposten in Sachen Musik**

- Studio
- Produktionen aller Art
- Komposition/Arrangement
- Performance

Tel.: **Berlin 4376557, Kleipinski**

(Dein Anschluß unter dieser Nummer!)

**DUO DANÉE**

EINE ORIGINELLE KOMBINATION VON SCHLAPPSEILBALAN-  
CEN, ÄQUILIBRISTIK UND JONGLERIE

TEH WALTON, EXZENTRIK – BALANCEAKT

**M. WALTHER**, RHEINSBERGER STR. 9,

**BERLIN, 1040**, ACHTUNG, TELEFON:

**BERLIN 2 82 27 20**

Wir nehmen ab sofort Titelschutz für  
**alle von uns produzierten Veranstaltungen**  
in Anspruch. Dazu gehören folgende Titel:

- Of Ground
- Jazzbeitrag
- Potsdamer Jazzfest
- Double Ground
- Art Between
- To Play Or Not To Play
- Affionado
- Törnen
- Sounds And Visions

Wir beanspruchen Titelschutz für:

- Lindenpark
- Lindenpark Karneval Club
- j.w.d.

**LINDENPARK**

Stahnsdorfer Str. 76/78  
**Potsdam, 1590**

**Die BOANAS**

Magic-Show-international

die Illusionsshow mit Riesenschlangen  
und mit **BOANAS** -Feuer-Magic-Box

**nur Original bei den BOANAS**

brennende Fackeln durchdringen  
einen Menschen

**Borgmann**, Karl-Heine-Str. 19,  
**Leipzig, 7031 DDR**, Tel.: 49 12 12

Sängerin **Claudia Metzner**  
Chanson u. intern. Folklore  
Konzertgitarrenbegleitung  
musikalisch-literarisches-Pr.  
satirisch heiter/Konzertant  
Techn. nicht erforderlich  
Weidenweg 13, **Berlin, 1034**  
Tel.: 4 39 39 59

**Anzeigenannahme:**

- **Bevölkerungsanzeigen**  
alle Anzeigenannahme-  
stellen in der DDR
- **Wirtschaftsanzeigen**  
der Verlag Technik,  
PSF 201, Berlin, 1020

**art**  
**action**

... unter diesem Logo werden Sie unsere Zeitschrift ab Juli erkennen. An  
Inhalt, Erscheinungsweise und Preis ändern wir selbstverständlich nichts.  
art & action widerspiegelt weiterhin den Zeitgeist OST – Szene, Bühne,  
Straße. Kritisch und polemisch wie immer, endlich auch aktuell!  
Außerdem besteht ab Nr. 7/90 für die Leser aus der BRD, Westberlin und  
dem übrigen westlichen Ausland die Möglichkeit, diese Zeitschrift beim

**Henschel-Leserservice**

**PF 103245**

**D-2000 Hamburg 1**

**Tel.: 040-30992**

zu einem Preis von **24,- DM/Jahresabo** zu bestellen.

## Nachbetrachtungen zur Frankfurter Musikmesse 1990 von Michael Meyer ■

Nicht nur im Frühjahr ist Frankfurt eine Reise wert, aber besonders da. Die Messehallen, die Struktur der Gänge und Gewölbe, die verbindende „Via Mobile“, jenes mittlerweile unumstrittene Prunk-

und 9, nahmen Besitz von allem, was nicht aufgeklebt, angeschraubt oder einbetoniert war. Und das ist auch Absicht der Veranstalter. Diese Messe ist keine Anschau-Messe, hier soll angefaßt und mitgemacht werden. Gleichwohl ob Atari oder Casio, Shadow oder Warwick, Roland

spielt, „erleben“, die man ansonsten mangels Kenntnis nur „leblos“ beschauen konnte. Das Rahmenprogramm umfaßte 110 musikalische Darbietungen, 145 Workshops und Seminare. Einige Beispiele: Preisträgerkonzert der Sieger des Deutschen Rockpreises und des Varta-Musikpreises,

# » Ach du arme Sau «

stück der Frankfurter Messe, das kilometerlange „Besucherführungssystem“ also, das Be-Förderband – all das beweist kluges Umsetzen menschlicher Verhaltensweisen in die Messe-Praxis. Da ist kein Platz ungenutzt, dennoch Übersichtlichkeit und Raum für akzeptable Gastronomie und Kommunikation. Und dann diese Messe, diese klingende, lebendige Anfaß- und Mitmach-Messe der Rocker und Softies, der Alleinunterhalter und Multi-Musiker, eine Mekka für all jene, die Musik im Blut haben. Die Frankfurter Musikmesse, **die** internationale Fachmesse für Musikinstrumente, Ton- und Lichtequipment, Musikzubehör und Musikalien hatte sich in diesem Jahr erstmalig auch den DDR-Besuchern zugewandt, mit konkreten preisgünstigen Ticket- und Übernachtungsangeboten, mit Erfolg. Ein Besucherplus von über 20 % war zu verzeichnen, 1077 Aussteller aus 37 Ländern waren angereist, darunter 11 Aussteller aus der DDR. Und dieses kleine Land sorgte auch gleich für eine der ersten Überraschungen: die Fa. Bechstein aus Berlin/West übernimmt 49 % des traditionsreichen Leipziger Klavierherstellers Blüthner.

Doch nicht allein dieses überraschte mich. Die Messewoche war aufgeteilt in Fachtage und Besuchertage. Am Wochenende stürmten regelrecht ca. 30000 Musikinteressierte die Hallen 6, 8

oder Boss, sie alle spielten mit und ließen mit sich spielen. Entsprechend war auch die Atmosphäre, Plastiktütenbehängen zog Tross für Tross die Gänge entlang, man verweilte hier an einem Baß, den man aus der Halterung nahm, drückte dort Keyboardtasten, stülpte sich Kopfhörer über und lauschte wem und was auch immer. Im Pianosalon zum Beispiel konnte man Udo Jürgens treffen, daneben einen Kumpel, der den tiefen Blues aus den Tasten hämmerte, einen Meter weiter klopfte ein wohldistinguierter Herr Johann Strauß aus einem Flügel. Jeder konnte, jeder wollte, ja, für DDR-Besucher noch ungewohnt, jeder sollte. Und das mit einer Bierbüchse in der Hand, einer Zigarette im Mundwinkel oder so. Keine Ordnungshüter verboten, keine Polizei schritt ein, nirgendwo sah ich, die mir als Leipziger vertrauten Messe-Gebots- und Verbotstafeln. Und dennoch funktionierte alles. Die Erlebniswelle war gewaltig, riß nicht nur die absoluten Freaks in den sanften Taumel der Begeisterung. Denn, nicht nur Aussteller zeigten das Aktuellste, das Neuste, das, wovon wir noch gar nicht wissen, das wir es eigentlich dringend benötigen. Auf allen Wegen Bühnen oder Podeste, auf denen musiziert wurde. Alles in allem konnte man so die Vielfalt der Musikkultur plastisch nachvollziehen, konnte jene Instrumente, von Meisterhand ge-

„Ausprobieren, Lernen und Plaudern mit Profis“ nannte sich eine Reihe, die im Workshopcenter des Fachblattes MusikMagazin, in Zusammenarbeit mit Soundcheck und Key abließ usw. Erwähnt werden muß auch jenes Superkonzert des Jazz-Pianisten Chick Corea, der den diesjährigen Musikpreis (dotiert mit 25000 DM) erhielt. Überraschungen allerorten, DDR-Besucher liefen mir reichlich über den Weg, z.B. Frank Fehse, Angelika Weiz, der DJ Wolf Weber. Sie alle kamen, sahen und siegten über sich selbst, waren sie doch über einen Schatten gesprungen, der nun nicht mehr von einer Mauer geworfen wurde. Wer da war, wird es weitersagen, wird wiederkommen.

Und dann gab es noch diese diversen Freundlichkeiten, die Empfänge für Pressevertreter. Auf einer dieser Trefflichkeiten trat ein junger Mann mir in den Weg, auf seiner Mütze, seinem T-Shirt stand unverkennbar: TEST THE WEST. Der junge Mann fragte mich, was für Zigaretten ich bisher geraucht hätte. Ich sagte: „Ligeiros“. Er: „Ist'n das?“ Ich: „ne kubanische.“ Er: „... bist wohl aus'm Osten?“ Nach kurzem Zögern nickte ich. Er: „Ach du arme Sau“, und schob mir eine Schachtel West-Light in die Tasche. Ich muß sagen, sooo arm bin ich mir gar nicht vorgekommen, auf dieser Messe, in dieser Musik, bei dieser Musik, mit dieser Musik ...

**RADIO**

Im Moment überstürzen sich die Informationen um unsere Zukunft, es wird viel diskutiert, dementiert, gewarnt und es werden jene Ängste geschürt, deren Ursachen längst vollendete Tatsachen sind. Ereignisreich waren die Tage um das Osterfest sicher nicht. Die Ruhe vor dem Sturm oder stürmischen Zeiten. Man hat den Kopf voll mit Informationen, Meinungen, Gedanken und Spekulationen. Man kommt einfach nicht zur Besinnung. Seit wenigen Wochen gibt es eine neue Radiosendung, die sich dafür einfach zehn Minuten nimmt. Sie rangiert zwischen »Wort zum Sonntag« und »Gedanken zur Zeit«. Man will an Dinge erinnern, die in diesen Tagen an den Rand gedrückt werden. Weniger werden hier dicke Überschriften gedroschen, als beiseite geschoben, um damit den nicht so lautstarken Wahrheiten etwas Raum zu geben. **Radio DDR I** sendet allwöchentlich **Gedanken zum Sonntag**. Am Ostersonntag war der Theologe Prof. Dr. Heinrich Fink im Studio, um über die Aktualität der Osterbotschaft zu erzählen. Und in der Tat ist die Diskussion um das Diesseits und Jenseits, Gegenwart und lichte Zukunft für uns eine gar zu verständliche Parallele. Der Theologe sagt, wenn man sich die Osterhoffnung bewahren will, dann nur, indem man das Leben, die Welt als Schöpfung bewahrt. »Auschwitz und Hiroshima. . . Golgatha ist durch diese zwei Ortsnamen präzisiert worden.« Selbst die heimlich angelegten »Massengräber untergruben Menschenrechte – um so schlimmer dort, wo die Zuversicht auf neue gesellschaftliche Gerechtigkeit in der Solidarität mit allen noch Unterdrückten geweckt wurden.« Das sind an solch einem Medienort für mich ungewohnte Töne gewesen. Nicht etwa, weil die Ge-

danken überraschend neu gewesen wären. Mehr, weil sie in einer stilleren, demütigen Art übermittelt wurden. Das hat nichts mit Selbstzerfleischung zu tun. Das ist auch keine Beschuldigung – so nur kann Schuld ohne intellektuellen Fluchtversuch bewußt gemacht werden. Denn wir alle haben direkt oder indirekt mit dem, was da alles passiert ist, etwas zu tun. Leider aber waren die Gedanken des Theologen so akademisch formuliert, daß man recht bald nur noch Einzelheiten zu greifen bekam. Das ist das Problem: Das geschriebene und das gesprochene Wort unterscheidet sich. Das gesprochene Wort ist immer ein Teil eines Gespräches. Daran muß man sich stilistisch halten. Man will doch den Empfänger erreichen. Auch der Umgang mit den Medien muß bei uns noch gelernt werden. Das ist ein Teil praktizierter Demokratie.

Aber selbst als Manuskript wären die bedeutungsvollen und aktuellen Gedanken zur Osterbotschaft nicht immer leicht zu verdauen gewesen. Den genauen Inhalt manchen Satzes konnte ich nur erraten: »Aber, wo immer Menschen sakramental den Zugang zum Jenseits verwalten, bleibt ihnen nur die Konsequenz, die gelebte Osterhoffnung auf irdische Gerechtigkeit im Namen der gottgefühten Weltordnung als Rebellion zu verurteilen.« Solche Sätze haben die Form der Botschaft längst verlassen. Sie genügen sich selbst.

Trotz allem hatte mich die Interpretation des Ostergedankens von Prof. Dr. Fink bewegt. Er forderte auf »zur Auferstehung auf Erden, zum Aufstand gegen die Herren, die mit dem Tod uns regieren«. Das schon wäre Wende.

H A R A L D P F E I F E R

**LP INFORMATION**

**John Abercrombie  
Animato  
ECM**

Bis Mitte der achtziger Jahre hielt sich der Gitarrist John Abercrombie mit der Produktion eigener LP eher bedeckt. Doch auch in der Musik schlagen die Marktgesetze erbarmungsloser zu denn je. Allein in den letzten zwei Jahren veröffentlichte Abercrombie fünf Platten. Sein neuestes Werk »Animato« legt Zeugnis dafür ab, daß die quantitative Steigerung musikalischer Leistung keinesfalls eine Aussage über die Kreativität eines Musikers treffen muß. Zweifellos, die Titel klingen sehr schön, die ausgedehnten Gitarrenimprovisationen sind technisch perfekt, die Arrangements lassen nichts zu wünschen übrig, und doch fehlt »Animato« das gewisse Etwas, das frühere Abercrombie LP auszeichnete. Zu viel Gewohntes wird wiederholt, nirgendwo sind Schrägen oder Kanten, die sich wirklich einprägen könnten. Die ganze Platte wirkt wie die Einleitung zu einem Hauptstück, das aber vergeblich auf sich warten läßt. Das Schlagzeugspiel des Norwegers Jon Christensen bewahrt die Platte vor einem völligen Abgleiten ins Sphärische. Dritter im Bunde ist Keyboarder Vince Mendoza. Von ihm, der sich nicht zuletzt durch seine Zusammenarbeit mit Pat Metheny einen Namen machte, stammt der größte Teil der meist etwas schwülstigen Kompositionen. Wer mehr als vierzig Minuten lang in eine Welt der Klänge abtauchen will, ohne im Nachhinein so recht zu wissen, was er eigentlich gehört hat, dem sei Abercrombies »Animato« wärmstens ans Herz gelegt.

W. K.

**Miracle Room (EP)  
Brake Out**

Musik von der Müllhalde – und ein weiterer Versuch, Noise Music und Rock miteinander zu verbinden. Doch auch ohne das Wissen um den Recycling Groove von Miracle Room besticht deren erste EP sofort. Recyclet wird von Stephen Marsh, Ed Greer und Rock Savage nicht nur Müll, der, abgesehen von Gitarre und Baßgitarre, das Instrumentarium der Band ausmacht, sondern auch die Musik. Mittels Sampling multiplizieren sich die drei Texaner zu einem nur noch schwer differenzierbaren Rock-Orgasmus. Trotz aller Aggressivität verliert die Musik jedoch nicht ihren ironischen Beigeschmack, der sich vor allem in den von Stephen Marsh provokant vorgetragenen Texten ausdrückt. Nichts ist heilig, alles erlaubt. Musik gerät zum Happening, wenn Savage auf Plastikflaschen und Benzinkanistern trommelt und Marsh seine Gitarre einer Bohrmaschine aussetzt. Die vier Stücke haben wenig gemeinsam, bestenfalls ihre Ungewöhnlichkeit und Wildheit. Ihrem Namen gerecht werdend, baut Miracle Room wundersame Räume aus undefinierbaren Klängen auf. Hüsker Dü grüßt die Marshall Tucker Band. Bloß schade, daß das Wunder nur fünfzehn Minuten andauert. Einziger Kritikpunkt: Fast durchgängig ist die EP zu baßlastig.

W. K.



**Sonny Sharrock Band  
Live in New York  
Enemy**

Endlich ist auch Sonny Sharrock, Symbolfigur des Heavy Metal Gitarrenspiels im Jazz, dem Trend der Zeit gefolgt und hat eine Back to the roots LP vorgelegt. Das Ergebnis ist wesentlich weniger peinlich als bei vielen seiner Kollegen. Der Opener, »Dick Dogs«, zeigt die Sharrock Band noch im Heavy Metal Gewand. Der Sound erinnert fast an Van Halen, wozu in nicht unerheblichem Maße Keyboarder Dave Snyder beiträgt. Doch dann frönt Sharrock seiner Neigung zum guten alten Blues. Was sich erst in einigen Gitarrenriffs verhalten andeutet, steigert sich in »Elmos Blues« und »Moody Honey« zu waschechten Rhythm & Blues Ausbrüchen. Parallelen zu Musikern wie Bo Diddley und Link Wray sind durchaus beabsichtigt. Daneben findet sich ein traditionell gehaltenes Zydeco Stück (eine dem Cajun verwandte Bluesform aus Louisiana) mit Honkytonk Piano und Slide Guitar. Unbekümmert wandert Sharrock durch Blues- und Rock Geschichte. Neben dieser Unbekümmtheit wird auch die rauchige Jazzclub Atmosphäre von der Platte gut herübergebracht. Jazz, der unterhaltend ist, Partymusik für den gehobenen Geschmack, die Platte, die ich meinem kleinen Bruder vorspielen würde, wenn er sagte, Jazz ist blöd.

W. K.

**Friction  
Replicant Walk  
Enemy**

Rockmusik soll provozieren. Doch wen würden Elvis oder die Rolling Stones noch auf die Barrikaden treiben? Selbst die Sex Pistols oder The Clash erzeugen heute kaum mehr als wohlwollendes Kopfnicken bei Altpunks. Die neue Zauberformel heißt Hardcore. Doch im Gegensatz zu den meisten früheren Erscheinungen des Rock erfreut sich Hardcore einer Beliebtheit nur in gewissen Insider-Kreisen. So ist auch kaum verwunderlich, daß sich gerade Jazz Labels der Hardcore Bands annehmen. Eines dieser Labels ist das von Material Chef Bill Laswell gegründete Enemy, auf dem die in New York ansässige japanische Band Friction nur ihr erstes Album verlegt hat. Friction Gitarrist Reck ist längst kein unbeschriebenes Blatt mehr. Er blickt auf Zusammenarbeit mit John Zorn und Toshinori Kondo zurück. Vor allem mit letztem verbindet ihn Härte, Distanziertheit, Kompromiß- und Schnörkellosigkeit. Permanent treiben auf »Replicant Walk« perkussive Gitarrenschläge den schroffen, teils englischen, teils japanischen Sprechgesang voran. Ab und zu verdichten sich die stupiden, immer wiederkehrenden Akkordfolgen Recks und des zweiten Gittaristen Higo Hiroshi, doch nie unter Preisgabe der Monotonie und Sterilität, die der gesamten Platte eigen sind. Besonderer Leckerbissen auch für Jazz Fans sind zwei Stücke mit John Zorn, der sich mehrfach als Schüler von Friction bezeichnet hat. Erstaunlich, wie gut stereotyper Terror Rock und freie Saxophonimprovisationen zu einem akustischen Erlebnis verschmelzen.

W. K.

**Embryo**  
**– Opal (Materiali Sonori)**  
**– Turn Peace (Schneeball –**  
**im Menue Vertrieb)**  
**– feat. El Hussaine Kili**  
**and Yoruba Dun Dun**  
**Orchestra (Amiga)**

Fünf Jahre sind seit der letzten Plattenveröffentlichung der Münchner Ur-Weltmusik-Band Embryo vergangen, und nun schlagen sie gleich dreimal zu. Das italienische Indie Materiali Sonori veröffentlichte mit »Opal« eine Rarität wieder: die allererste Platte der Embryos, auf der sich schon Anfänge dessen zeigten, was man heute allgemein hin als Weltmusik verkauft. Arabische Vierteltöne, indische Ragaklänge und deutscher Jazzrock – all das vereinte die Musik der Gruppe damals schon. Übrigens hat man auf der CD-Version noch zwei Titel »gratis« dazu getan und bei der LP das damalige Originalcover verwendet. Für Sammler also eine schwere Entscheidung. Ähnlich wie bei der hauseigenen Neuveröffentlichung. Die »Turn Peace«-LP beinhaltet neben 60 Minuten (!) Musik ein wunderschönes Booklet mit Fotos aus zwanzigjähriger Bandgeschichte sowie Features internationaler Musiker wie Paramashivam Pilai, Mal Waldron oder El Hussaine Kili. Die CD verzichtet darauf, bringt aber zusätzlich einen langen interessanten Titel mit den Gästen Mal Waldron und Paolo Cardoso. Die filigrane Coverzeichnung stammt übrigens von Multiinstrumentalisten Chris Karrer und ist seine ganz persönliche Sehweise für das, was Embryo für ihn ist. Zusammengestellt wurde die Musik aus verschiedenen Mitschnitten von Konzerten des Vorjahres, an denen fast 30 Musiker teilnahmen. Amiga liefert mit ihrer Platte einen Live-Mitschnitt der vorjährigen Jazzbühne. Dort fehlen zwar die großen Namen auf der Gästeliste – sie kamen gemeinsam mit El Hussaine Kili und den Trommlern vom Yoruba Dun Dun Orchestra –, dafür

klingt die LP homogener als die »Turn Peace«. Man konzentrierte sich bei diesem Konzert auf die afrikanische Musik, die »Turn Peace« bringt mit Waldron, Goodman, Praskin den nordamerikanischen Jazz, mit dem Karnataka College of Percussion und Paramashivam Pilai die indischen Einflüsse sowie mit Hamel und Detree sogar noch E-Musik mit ins Spiel. Eine äußerst interessante Zusammenstellung, die jedoch teilweise sehr abrupte Übergänge schafft. Andererseits zeigen die Embryos auf »Turn Peace« umfassend, was alles Weltmusik sein kann und auch wie es klingt, wenn man völlig verschiedene (z. B. die arabische und nigerianische) Kulturen miteinander konfrontiert. Doch es ist sicher ungerecht, beide Platten so gegenüberzustellen. Sie stellen die Musik der Band aus völlig verschiedenen Blickwinkeln dar: Die »Turn Peace« ist eine Eigenproduktion mit Live-Mitschnitten von fünf verschiedenen Konzerten und bei Amiga erschien die Dokumentation eines Konzertes stellvertretend für ein ganzes Festival.

J. W.



Zu »Rosengarten & B. crown«, Heft 3/90

Dieser Beitrag war leider keine reife journalistische Leistung. Im Klartext: absolut enttäuschend! Von Ronald Galenza bin ich bessere Sachen gewohnt. Das JOURNAL ist doch kein Klatsch-Blatt. Geplant war ein Artikel über Rosengarten, erschienen aber ist »The story of Carsten Alex« – nach dessen eigener Interpretation. Die Realität: Rosengarten ist eigentlich erst zu sich gekommen, nachdem C. Alex weggegangen

war, seine Projekte sind ihm nicht gelungen, er störte die Band-Atmosphäre. Probleme bei Rosengarten? Helge Semlow, der Kopf der Band, gibt nachfolgend eine Richtigstellung.

Mark Bluhm, Tour-Redakteur

Rosengarten . . .  
 . . . der Name entstammt einem Song der Gruppe Bauhaus: »Rose Garden – Funeral of Sorces«. 1986 wurde die Band unter diesem Namen eingestuft. Zuvor bestand noch die Formation Art of Steel, die dann aber in Rosengarten umgetauft wurde. Neben Bauhaus orientierte sich die Band an Joy Division und The Fall sowie einigen speziellen Raffinessen wie Tear Garden und Tucedo Moon. Verarbeitet werden vorwiegend Kompositionen mit eigenen deutschen oder englischen Texten, hinzu kommen pikante Coverversionen. Drei Demo-Tapes liegen vor: »Blut & Liebe« (1987), »Exorcism AND return« (1988), »Viva Now« (1989). Im Mai '89 wurde die Band auf ein Parocktikum-Sampler (Amiga-Records) gepreßt. In Rosengartens Konzerten erlebt der aufmerksame Zuhörer eine Verflechtung von ruhigen, einfühlsamen und experimentellen Titeln, leichten ironischen Songs, im Wechsel mit schweremütigen bis psychedelischen Werken. Und: Im Konzert war die Band stets besser als ihr Selbstbewußtsein. Seit Beginn des vergangenen Jahres spielt Rosengarten in neuer Besetzung. Der Gitarrist, Peggy (Torsten Fuchsel), ging nach Berlin, um Kunst zu studieren. Für ihn wurde ein neuer Mann und ein Akkordeonspieler engagiert. Da Rosengarten nachfolgend ebenfalls nach Berlin umsatzeln möchte, steht in Aussicht, daß die Original-Band (samt Peggy) wieder live zu erleben sein wird.

HELGE SEMLOW

(Service der Redaktion: Kontaktadresse:  
 A. Semlow, Am Lohteich 41,  
 Salzwedel 3560, DDR)

# Red Hot Chile Peppers

Reichlich obskur – nicht nur angesichts ihrer Heimatstadt Hollywood/Kalifornien – und doch kein Fall für den Nervenarzt. In Anlehnung an James Browns Beschwörung schwarzer Selbststachtung lautet ihr Credo: »Say It Loud I'm FREAKY STYLEY And I'm Proud«. Sie selbst halten sich am konsequentesten daran, jedoch keineswegs im Sinne netter Spaßmacher. Wem das nicht schon an Hand der harten, kompromißlosen Funk'n'Punk-Mixtur-daß-der-Boden-bebt aufging, der wird spätestens durch Interviews und Songlyrics, sprich Inhalte belehrt. Die Peppers bedienen sich bei Funk und Hip-Hop ebenso wie bei Punk, Heavy Metal und West-coast-Psychedelia, lieben sich von George Clinton produzieren und von James Browns Bläsern begleiten, arbeiteten mit Material-Soundspezialist Michael Beinhorn, covern ausgiebig Jimi Hendrix, preisen den Drogengenuß und übertreffen mit ihrer rotzigen Frechheit locker einen gewissen Johnny Rotten. Was sich hier als (auch musikalisches) Prinzip offenbart, ist ein Hauptthema der Peppers, nämlich die Aufhebung rassistischer Schranken und das so radikal wie möglich; in »Funky Crime« (1987) finden sich dafür auch verbale Statements. Eine brauchbare Textprobe ließe sich beispielsweise aber auch bei »American Ghost Dance« (1985) entnehmen: »Oh, gib mir ein Zuhause, dort wo die Büffel weideten und die Ausrottung einer ganzen Rasse zum Spiel gemacht wurde . . .«. Man muß sich das freilich mit einem irrwitzigen Grinsen vorgetragen denken, allerdings auch im Hinterkopf mit einer Textzeile aus dem autobiographischen »The Organic Anti-Beat Box Band« (1987): »Life is grand in the land of lands . . .«. Und am wichtigsten ist ihnen bei ihrer Musik natürlich, daß »sie Spaß macht, uns einen Steifen verschafft, denn wir müssen mit der Musik leben, müssen jede Nacht rausgehen und sie spielen.« Ihr Debüt im Februar 1983

im Rhythm Logue zu L.A. bestritten die Peppers mit nur einem einzigen Song. Auch das paßt haargenau ins Bild, erscheint aber noch harmlos gegenüber der Aktion auf Londons berühmten Zebrastreifen über die Abbey Road. An einem frischen Januar morgen anno 1988 ließen sie sich beim Überqueren desselben auf die gleiche Weise ablichten, wie sie sonst vors Konzertpublikum treten, nämlich splitternackt – abgesehen von langen Strümpfen überm Mofo, wie bandintern heißt, was man in einschlägigen Schriften über die Band stets als »strategisch wichtige Stellen« bezeichnet findet. Und das im pruden Mary Old England! Aber »es war unglaublich aufregend, sich wie die Beatles (siehe »Abbey Road«, doch muß man das noch erwähnen?!) fotografieren zu lassen, nur eben nackt«, kommentierte Anthony Kiedis, der laute stolze Frontmann; zusammen mit dem Aboriginale nachfahren, Gelegenheitsschauspieler und Bassisten Michael Bazyry, genannt Frea, war er übrigens Gründer der Peppers.

Auf dem Frontcover einer EP mit vier Nummern der ersten drei Alben erschien noch im selben Jahr ein Exemplar jener Zebrastreifen-Fotos. Es gilt noch heute als populärster Peppers-Jux, liefert aber auch Hinweise auf ein Konzept. In verschiedenen NME-Interviews gab Kiedis zu Protokoll, diese öffentliche Nacktheit besitze ein eben solches spirituelles Moment wie die Musik. Beides sei Medium für Sorgen und Spaß, ein die Seele »von allem Mist und Übel im Leben, vor dem Du Dich retten muß« reinigender Vorgang. Ausdruck für Freiheit: »Freiheit für die von den Regierungen Schikanierten, Freiheit für den Planeten, sauber zu sein, Freiheit glauben und sein zu können, was man will, Freiheit für die ganze Welt.« Gewiß, eine reichlich idealistische Weltansicht, denn gerade ihre geforderte, absolute Freiheit bringt ja auch hervor, wogegen sie eintreten. Doch die Richtung ist klar: Mit

aufgestülptem Narrenkappchen versuchen sie aufzudecken, was des Biedermanns Maske zu verbergen sucht: den alltäglichen Wahnsinn moderner Zivilisation. Onkel Zappa läßt grüßen. Erinnerungen an ihn werden in »Skinny Sweaty Man« (1987) sogar musikalisch heraufbeschworen.

Am Geist der Peppers änderte sich seit Gründung nichts, trotz mehrfacher, teils gravierender Besetzungswechsel. Neulinge müssen sich im Gegenteil stets problemlos eingefügt haben, wenngleich sicher nicht immer so problemlos wie John Frusciante. Er hatte zuvor noch nie in einer Band gespielt, durfte aber trotzdem den an einer Überdosis verschiedenen Gitarristen Hillel Slovak ersetzen, denn er kannte die Peppers im wahrsten Sinn des Wortes auswendig – ihre Akkorde, ihre Posen von den Videos, die gesamte Bühnenshow. Tatsache! Kommentar Kiedis: »Unglaublich. Er nervte uns mit den miesen Witzen, die wir im Vorjahr auf der Bühne gemacht hatten. So einen kann man doch nicht frei rumlaufen lassen.« Stimmt. Vergleichsweise harmlos der Neuzugang Chad Smith. Von ihm ist lediglich bekannt, daß er 1989 eben mal schnell Jack Irons ablöste, weil der zur Backingband Joe Strummers wechselte; Irons war ziemlich am Anfang zusammen mit Slovak von der L.A.-Kultband What Is This zu den Peppers gekommen und hatte dort den zuvor bei Lydia Lunch und Captain Beefheart beschäftigten Cliff Martinez ersetzt.

Bleibe noch zu erwähnen, daß »Uplift Mofo Marty Plane« (1987) das beste Peppers-Album ist. »Red Hot Chile Peppers« (1984), »Freaky Styley« (1985) und »Mothers Milk« (1989) haben zwar auch ihre großen Momente, deuten die wahren Qualitäten der Band aber nur an. Zudem fehlt es ein bißchen an originellem Songmaterial.



71313 6  
WARNOVK  
1035 2212 2132

100 000 002

RIGA 23

